

Technische Universität Berlin
Fakultät I - Geisteswissenschaften
Institut für Sprache und Kommunikation
Studiengang: Medienberatung (mit fachwissenschaftlicher Vertiefung)

Zur Erlangung des akademischen Grades
Diplom-Medienberater/in
vorgelegte Diplomarbeit

Die Wahrnehmung des französischen Kriegsgegners in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg

Marie Wilz
Matrikelnummer 200 880
Gutachter: PD Dr. Schwender
Berlin, den 08.07.2002

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
Einleitung	5
ERSTER TEIL:	9
1. Quellenkritik	10
1.1. Quellengattung Feldpost	10
1.2. Zensur.....	11
1.3. Kommunikationsbedingungen	12
2. Kontext.....	14
2.1. Historischer Abriß: deutsch-französische Geschichte bis zum Zweiten Weltkrieg.....	14
2.1.1. Geschichtliches Frankreichbild: Von Erbfeindschaft und Stereotypen	14
2.1.2. Hitlers Frankreichpolitik	18
2.2. Der Zweite Weltkrieg in Frankreich	20
2.2.1. Vom Blitzkrieg zur Besatzung Frankreichs	20
2.2.2. Der Aufbau der deutschen Besatzung	22
2.2.3. Wende Mitte 1941: Von Zwangsarbeitern, Geiseln und Widerstand	24
2.2.4. Endphase bis zur Libération.....	25
ZWEITER TEIL:	27
1. Quellenbeschreibung.....	28
1.1. Die ausgewählten Briefreihen	28
1.2. Zum biographischen Hintergrund der Schreiber.....	29
1.3. Methode	30
2. Themenkomplex “Kultur”	33
2.1. Architektur	33
2.2. Literatur und Film	36
2.2.1. Literatur.....	36
2.2.2. Film	39
2.3. Sprache.....	43
2.3.1. Sprachliche Kompetenz	44

2.3.2. Benutzen der französischen Sprache.....	47
2.3.3. Überlegungen zur französischen Sprache	50
2.3.4. Ergebnisse	54
3. Themenkomplex "touristische" Betrachtungen	56
3.1. Materielle Situation der Bevölkerung	56
3.1.1. Reichtum/ Versorgungslage.....	56
3.1.2. Hygiene	58
3.2. Religion.....	60
3.2.1. Von Verbundenheit und Gegensätzen.....	60
3.2.2. Ergebnisse	63
3.3. Alltagsleben, Sitten	63
3.3.1. Cafés & Restaurants.....	64
3.3.2. Arbeit	65
3.3.3. Kinder und Jugendliche	66
3.3.4. Paare.....	68
3.4. Ergebnisse	69
4. Themenkomplex Kontakte mit der Bevölkerung.....	71
4.1. Allgemeine Stimmung in der Bevölkerung, Verhalten gegenüber den Deutschen	71
4.1.1. Der Feldzug.....	72
4.1.2. Während der Besatzung	75
4.1.3. Deutschfeindliche Haltungen und Widerstand	77
4.1.4. Sympathie.....	80
4.1.5. Antipathie.....	82
4.2. Arbeitsbeziehungen.....	84
4.2.1. Arbeit in Berührung mit der Bevölkerung.....	84
4.2.2. Franzosen bei der Arbeit	87
4.3. Persönliche Kontakte	91
4.3.1. In Hans Ahlheits Briefen.....	92
4.3.2. In Heinrich Bölls Briefen.....	94
4.4. Kontakte zu Frauen	99
4.4.1. Beschreibungen: Charme, Koketterie und Lippenstift.....	99
4.4.2. Liebschaften zwischen deutschen Soldaten und Französischen.....	109
4.4.3. Prostitution	117
4.4.4. Ergebnisse: Frauen.....	119

5. Urteile & Vorurteile	121
5.1. Krieg.....	121
5.1.1. Einsatz in Frankreich	121
5.1.2. Gespräche zwischen Kriegsgegnern	123
5.1.3. Haltung zu Frankreichs Lage im Zweiten Weltkrieg.....	125
5.2. Franzosen allgemein	129
5.2.1. Vergleich Deutsche - Franzosen	129
5.2.2. Eigenschaften der Franzosen allgemein.....	132
5.3. Ergebnisse: Urteile und Vorurteile	137
6. Ergebnisse - Schlußbemerkungen.....	139
Literaturverzeichnis	145
Benutzte Literatur	145
Briefsammlungen	147
Weiterführende Literatur.....	150

Einleitung

*Im Westen ist es doch schöner als im Osten.*¹

Ein Eindruck, den viele Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg teilten. Auch suchte in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren so mancher den Weg zurück nach Frankreich zu seinem ehemaligen Einsatzort; Volkshochschulen organisierten eigens zu diesem Zweck "Studienreisen"². Eine eigentümliche Situation: Ehemalige Soldaten suchen das Land und die Menschen auf, das und die sie jahrelang besetzt und unterdrückt hielten. Warum? Es ist allgemein bekannt, daß Hitler durch seinen ideologisch gefärbten Vernichtungskrieg in Polen, Tschechien und Rußland auf die Schaffung neuen "Lebensraumes" im Osten zielte. Dort "kam der Nationalsozialismus gleichsam zu sich selbst"³. Auf den westlichen Kriegsschauplätzen hingegen wurde der Gegner - zumindest zu Beginn des Zweiten Weltkrieges - weniger durch ideologisch-rassistische Kriterien stigmatisiert als aus strategischen Gründen bekämpft. Innerhalb der nationalsozialistischen Weltanschauung und Propaganda kam ihm deshalb eine weitaus geringere Bedeutung zu, gewissermaßen der eines "zweitrangigen Feindes". Während das besetzte Polen etwa "als Experimentier- und Exerzierfeld für die unbeschränkte Anwendung nationalsozialistischer Gesellschaftstheorie quasi zum rassenbiologischen Labor wurde"⁴, gab es in Frankreich lange Zeit noch eine eigene Regierung, wenn auch keine unabhängige, und die deutschen Besatzungstruppen waren unter strenger Strafandrohung angewiesen, sich der französischen Bevölkerung gegenüber korrekt zu verhalten. Dies geschah nicht aus Freundlichkeit. Die Vichy-Regierung unter dem neuen Staatsoberhaupt Pétain hatte den Weg der Kollaboration gewählt, darüber hinaus aber konnte eine „gute Zusammenarbeit“ mit der Bevölkerung den Zielen der nationalsozialistischen Frankreichpolitik (Kampfbasis gegen England, Ressourcenlieferung, usw.) nur zuträglich sein - mehr noch: nachdem die Besatzungstruppenstärke im Zuge der gravierenden

1 Alois Scheuer, 3.8.1942

2 Vgl. Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 11

3 Latzel: Deutsch Soldaten - nationalsozialistischer Krieg?, S. 14

4 ebd., S. 15

Menschenverluste an der Ostfront beträchtlich sank, war man in einem gewissen Maße sogar auf sie angewiesen.

Andererseits hatte Hitler schon Jahre zuvor in „Mein Kampf“, an eine lange und blutige Tradition anknüpfend, zum „letzten Entscheidungskampf“⁵ gegen den Erbfeind Frankreich aufgerufen. Auf revanchistische Forderungen gegen das „Versailler Diktat“ hatte er unter anderem seinen politischen Aufstieg gegründet; ein Motiv, das in der deutschen Berichterstattung zum Frankreich-Feldzug 1940 dann auch eine große Rolle spielte.

In der vorliegenden Arbeit suche ich in Feldpostbriefen in Frankreich stationierter Soldaten danach, welchen Niederschlag dieses Spannungsverhältnis auf ihre Wahrnehmung der Franzosen fand. Die Wahl einer persönlichen, privaten Quelle ermöglicht einen relativ direkten, authentischen Einblick in das subjektive Erleben der Soldaten, da ihre zeitliche Nähe zum Geschehen keine ex-post-Interpretationen oder „Korrekturen“ erlaubt.

Untersucht werden stichprobenartig die Briefserien von fünf Schreibern. Im Vordergrund steht die Prüfung ihrer Aussagen auf Konsens oder Dissens mit historisch tradierten deutschen Frankreich-Stereotypen und nationalsozialistischen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern. Zentral ist die Frage nach der Existenz eines Feindbildes Frankreich, welches in Motiven wie deutsch-französische Erbfeindschaft, Rache für Versailles, usw. erkennbar wäre. Nach Manifestationen ihres „gesellschaftlichen Wissens“⁶ also wird im Duktus der Soldaten gesucht, da dieser „individuelle Wahrnehmungen und Erfahrungen transportiert, die für den Betrachter einmalig sein können, dessen Wortwahl aber immer von der überindividuellen Sprach- und Deutungsgemeinschaft der Bezugsgesellschaft gespeist wird“⁷.

Eine diachrone Vorgehensweise soll es zudem ermöglichen, etwaige Entwicklungen und Veränderungen der Fremdwahrnehmung der Soldaten im Laufe der Kriegs- und Besatzungsjahre aufzuspüren und zu verfolgen. Denn Nationalstereotypen unterscheiden sich unter anderem dadurch von Feindbildern, daß sie, obgleich sie sehr lang- lebzig sein können, „durch Interaktion korrigiert, ausbalanciert und abgebaut werden

5 Zit.in: Pabst: Das Jahrhundert deutsch-französischer Konfrontation, S. 70

6 Zit.in Stenzel: Das Rußland-Bild des 'kleinen Mannes', S. 13

7 ebd., S. 15

können”⁸. So wird zu beobachten sein, inwiefern in den Briefen beschriebene Interaktionserlebnisse die Fremdwahrnehmung der Soldaten beeinflussten.

In einem theoretischen Teil werden zunächst die Vorzüge, die Grenzen, sowie mit der Quellengattung Feldpost zusammenhängende Probleme aufgeführt - kurz: was Feldpostforschung liefern kann, was nicht und was dabei zu berücksichtigen ist. Zur historischen Einordnung erläutere ich dann die bedeutendsten und prägendsten Eckdaten und Begriffe zur deutsch-französischen Geschichte. Ziel ist, dabei die Entstehung, Entwicklung und das Gewicht von beiderseitigen Nationalstereotypen und Feindbildern grob zurückzuverfolgen, um durch den Vergleich ihre Ausprägungen in den Briefen beurteilen zu können. Wie Hitler diese tradierten Nationalstereotypen propagandistisch einsetzte und welcher Platz Frankreich in seinen Kriegsplänen zukam, erörtere ich im Anschluß, um dann zu ihrer Verwirklichung zu kommen, nämlich dem Frankreich-Feldzug und der Besatzung des Landes über einen Zeitraum von über vier Jahren. Die Differenzierung verschiedener Phasen der deutschen Besatzung soll inhaltliche und atmosphärische Unterschiede der Briefe sowie Entwicklungen in der in ihnen fixierten Fremdwahrnehmung erklären helfen.

Im zweiten Teil der Arbeit, der systematischen Untersuchung, trete ich mit Fragen an die Briefe heran, die verschiedene Aspekte des Franzosenbildes der Briefschreiber beleuchten sollen. In den Kapiteln zwei und drei geht es um Beobachtungen der Soldaten, in denen ihre Einstellung zu Frankreich und den Franzosen sichtbar werden, zuerst in ihrer Haltung zur französischen Kultur, Sprache und Religion (Themenkomplexe „Kultur“ und „touristische Betrachtungen“): Welchen Einfluß hatte die kulturelle und religiöse Verwandtschaft auf die Fremdwahrnehmung der Soldaten? Stellte sie einen Empathie-stiftenden Faktor dar? Wie stark wurden kulturelle Unterschiede betont? Wie aufgeschlossen waren die Soldaten der französischen Sprache gegenüber? Wurde sie eher als Hindernis oder als Kommunikationsmittel gesehen? Lernten sie die Sprache überhaupt, und dies gerne oder ungerne? Bekamen sie vielleicht durch die Sprache Zugang zur „Innenwelt“ der Franzosen, und interessierten sie sich dafür?

Ferner frage ich nach dem Blick der Soldaten auf den Alltag der Menschen. Finden sich in den Briefen in Bezug auf Reichtum und Hygiene tradierte Stereotypen? Bezüglich welcher Lebensbereiche haftet den Schilderungen der Soldaten Überlegenheit,

⁸ Jahr, Mai, Roller (Hrsg): Feindbilder in der deutschen Geschichte, S. 12f

Neutralität oder Bewunderung an? Wo grenzen sie sich von den Franzosen ab, und in welchem Tonfall?

Kapitel vier befaßt sich mit geschilderten Interaktionserlebnissen, der Leitfrage nach der Bestätigung oder Revision von Stereotypen folgend. Wie beschrieben die Soldaten ihren Gesamteindruck? Fühlten sie sich in Feindesland, und das in welcher Kriegsphase? Wie standen sie zu ihrer Besatzerrolle, gaben sie Rechtfertigungen? Sind die Darstellungen der besiegten Franzosen von Überlegenheit geprägt? Von Aggressivität? Von Wohlwollen? Werden sie im Allgemeinen als sympathisch oder unsympathisch eingestuft? Wie und unter welchen Bedingungen gestalten sich persönliche Kontakte und Liebschaften? Wie stark sind Beschreibungen französischer Frauen geprägt von historisch tradierten Vorurteilen? Zeigen die Soldaten ihnen gegenüber Respekt oder nicht? Dominiert Anziehung oder Abgrenzung?

Im letzten Kapitel komme ich schließlich zu den expliziten Urteilen der Soldaten über die Franzosen, seien sie kurz- oder langfristiger Art. Ich unterscheide zwischen denen, die speziell ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg betreffen und den allgemeineren. Welche stereotypen Muster werden bestätigt, welche revidiert? Geht der Vergleich zum Selbstbild eher in Richtung Andersartigkeit oder Ähnlichkeit? Welche Rolle spielt der Begriff Erbfeind? Gibt es in den untersuchten Briefe ein Feindbild Franzose oder dominiert letztlich Verbundenheit?

ERSTER TEIL:

THEORETISCHE VORÜBERLEGUNGEN

1. Quellenkritik

1.1. Quellengattung Feldpost

Anfang der 1980er Jahre erfuhr die Quellengattung Feldpost in Deutschland ein gewaltiges Wiedererwachen des Interesses, in Archiven, in der Forschung und nicht zuletzt in der Öffentlichkeit. Dabei bleibt oft in Vergessenheit, daß das Medium Feldpost schon einmal große Bedeutung besaß, wenngleich in einem sehr anderen Kontext.

Schon nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 wurden Kriegsbriefeditionen publiziert, und im selben Zuge bald auch ältere Sammlungen, die aus den Befreiungskriegen und dem siebenjährigen Krieg stammten. Doch erst in den Massenkriegen des 20. Jahrhunderts erlangte die Feldpost eine größere Bedeutung, und dies in zweierlei Hinsicht. Zum einen, da sie einen den neuen Armeedimensionen entsprechenden Aufschwung des „popularen Schreibens“¹ herbeiführten, zum anderen, da die propagandistische Funktion der Feldpost in ihnen ausgebaut wurde. Außerdem entstanden Feldpostprüfstellen mit dem Auftrag, anhand von Stichproben die Stimmung innerhalb der Truppe zu erkunden. Im Ersten Weltkrieg führte die Nachfrage nach „authentischen Kriegserlebnissen“² zum Beginn der Archivierung von Feldpost. Nach dem Krieg folgte eine Flut von Publikationen, die alle propagandistischen Charakter hatten. Einen besonders großen Publikumserfolg erzielten die von Philipp Witkop herausgegebenen „Kriegsbriefe gefallener Studenten“.

In der späten Weimarer Republik wurden Kriegsbriefe aus dem Ersten Weltkrieg von den Nationalsozialisten zwecks Kriegshetze instrumentalisiert. Im Zweiten Weltkrieg ging die propagandistische Nutzung der Feldpost jedoch zurück, da inzwischen die Wochenschau zu ihrem Hauptinstrument aufgestiegen war. So hielt sich auch nach dem Krieg das Interesse an Kriegsbriefeditionen in engen Grenzen: 1952 von den Gebrüdern Bähr nach Witkops Vorbild herausgegebene Studentenbriefe konnten an seinen Erfolg nicht anknüpfen.

Erst drei Jahrzehnte - oder eine Generation - später begannen wieder diverse Archive sowie private Sammler sich mit der Bitte um alte Feldpostbriefe an die Öffentlichkeit zu wenden - und stießen dabei auf unerwartetes Interesse. Mit der Publikation

1 Stenzel: Das Rußland-Bild des 'kleinen Mannes', S. 15

2 Ulrich: Militärgeschichte von unten, S. 476-487

„Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945“ von Buchbender und Sterz im Jahre 1982 wurde die Quellengattung Feldpost zunehmend zum Forschungsgegenstand verschiedener Fachrichtungen. Fragen nach der Sicht von unten, nach Mentalitäten, nach Bewußtsein und nach der Wirksamkeit von Ideologien und Propaganda bestimmen die verschiedenen Ausrichtungen .

Parallel zum wachsenden Interesse für die Quellengattung Feldpost entwickelte sich die Diskussion um ihren Quellenwert, die um die Begriffe “Geschichte von unten” und “Alltagsgeschichte” kreist. Sie führt teils prinzipielle, teils methodologische Probleme auf, deren man sich bewußt sein muß. Obgleich die Quellengattung Feldpost im Vergleich zur anderen Hauptquellengattung der Alltagsgeschichte “oral history” (Erinnerungsinterviews) häufig als die authentischere angesehen wird³, bleibt letztlich “die Frage nach der Aussagekraft unübersehbar”⁴. So stellt der Brief in erster Linie ein individuelles Zeugnis dar, verweist aber gleichzeitig auf “überindividuelle Wahrnehmungsstrukturen, Verhaltens- und Deutungsmuster”⁵. Unter welchen Voraussetzungen dies der Fall sein kann, ist jedoch umstritten.

Im folgenden gehe ich auf die wichtigsten theoretischen Einwände ein.

1.2. Zensur

*Liebes Friedchen, bis auf weiteres bin ich mal noch in Frankreich und halte hier die Stellung, so lange es geht. Die Bezeichnung O.U, zu Anfang meiner Briefe ist eine Abkürzung für "Orts-Unterkunft", der Name Verdun soll nicht in Briefen geschrieben werden.*⁶

Ein Problem der Quellengattung Feldpost ist die Wirkung der Zensur auf die Briefinhalte. Seit dem Ersten Weltkrieg war die Zensur von Feldpost im deutschen Heer nicht mehr geheim, 1916 wurde sie durch die Errichtung einer “Überwachungsstelle”, die Briefsendungen nach gewissen Richtlinien prüfte, institutionalisiert. Der primäre

3 Vgl. Wette: In Worte gefaßt, S. 329; Löffler: Zurechtgerückt, S.36; Humburg: Deutsche Feldpostbriefe,

S. 27

4 Latzel: Deutsch Soldaten - nationalsozialistischer Krieg?, S. 25

5 ebd., S. 24

6 Alois Scheuer, 21.7.1942

Zweck dieser Maßnahme lag jedoch weniger in der Abschreckung der Soldaten als in einem Überblick über die Stimmung der Truppe, weshalb die Prüfer angehalten waren, regelmäßig zusammenfassende Berichte zu verfassen.

Im Zweiten Weltkrieg oblag die Zensur, analog zum Ersten, den Feldpostprüfstellen. Die OKW-Dienstanweisung vom 12.3.1940 regelte ihre Arbeit. Eine Vielzahl von Prüfstellen konnte die gewaltige Aufgabe, schätzungsweise 10 Millionen Brief-, Postkarten-, Paket- und Telegrammsendungen, die täglich von der Front in die Heimat geschickt wurden, zu kontrollieren, nur stichprobenartig erfüllen. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Brief geöffnet wurde, war gering, trotzdem lassen sich im Nachhinein zur Auswirkung der Militärzensur auf die Inhalte nur Vermutungen anstellen.

Geöffnete Briefe wurden mit einem Stempel versehen, eventuell unpassende Stellen durch Schwärzen unkenntlich gemacht, und in schweren Fällen des Vergehens gegen die Richtlinien konnte ein Disziplinarverfahren zur Todesstrafe für den Schreiber führen. Sowohl die Zivilbevölkerung als die Armeeangehörigen wurden immer wieder über diese Richtlinien zum Verfassen von Feldpost informiert. Verboten waren "geheimzuhaltende Nachrichten" sowie "Nachrichten zersetzenden Inhalts"⁷. Geheimzuhalten waren Informationen zur "Zusammensetzung, Ausrüstung, Gefechtsstärke, Einsatz, Unterkunft, usw. des eigenen Truppenteils, ferner nichts über deutsche Kampfabsichten, Truppenverschiebungen, Einzelheiten der Stellung, Nachteiliges über Stimmung und Verpflegung der Truppe, Erziehung bestimmter Jahrgänge usw. All dies ist für den gegnerischen Nachrichtendienst von größter Bedeutung"⁸ Als "Nachrichten zersetzenden Inhalts" galten: "Verschickung von Feindpropaganda; kritische Äußerungen über Maßnahmen der Wehrmacht und der Reichsregierung; Äußerungen, die den Verdacht der Spionage, Sabotage und Zersetzung erwecken"⁹

1.3. Kommunikationsbedingungen

Ein weiterer Punkt der Quellenkritik sind die Voraussetzungen brieflicher Kommunikation. So sagt ein Brief nicht nur etwas über den Inhalt, sondern auch vieles über den Autor und den Adressaten aus. Besonders für Feldpost gilt: Der Schreiber entscheidet - bewußt oder unbewußt - darüber, was er schreibt und was er nicht schreibt. Wir

7 Zit. in Buchbender/ Sterz: Das andere Gesicht des Krieges, S. 13-16

8 Ebd., S. 15 f.

9 Ebd., S. 15

Wir werden im Laufe dieser Arbeit noch sehen, daß häufig das, was in den Briefen fehlt, also das, was ausgelassen wurde, nicht nur sehr interessant ist, sondern auch einen Erkenntnisgewinn darstellen kann. Gleichzeitig stößt man hier an die Grenzen dessen, was Feldpost liefern kann: letztlich kann die Forschung nur das betrachten, was tatsächlich geschrieben wurde.

Hiermit sind wir beim zweifelhaften Verhältnis von Feldpostbriefen und Wirklichkeit. Mindestens zwei Faktoren lassen Zweifel am Ableiten des einen aus dem anderen aufkommen. Sie stehen in einem komplexen Verhältnis, Feldpostbriefe lassen sich nicht einfach als realistisches Zeugnis der beschriebenen Wirklichkeit lesen. Zum einen spielt die Selbstkontrolle oder Selbstbeschränkung des Schreibers in Anbetracht des Adressaten eine bedeutende Rolle. Gewiß stellt das Lebenszeichen die wichtigste Funktion der Feldpost dar, im Zweiten Weltkrieg wegen der Bombenangriffe auf deutsche Städte sogar für beide Seiten. Somit ist selbstverständlich, daß der Schreiber durch Verschweigen oder Verharmlosen von Gefahren und Leid seine Lieben zu schonen sucht. Eminent wichtig ist auch, daß durch Briefe Kontakte aufrecht erhalten und gepflegt werden, so daß der Selbstdarstellung des fernen Schreibers innerhalb dieses einzigen Kommunikationsrahmens große Bedeutung zukommt. Es verwundert also nicht, daß etwa Bordellbesuche oder Taten mit "niederen Beweggründen" in den Briefen grundsätzlich tabu sind, und daß ein Großteil des Inhalts oftmals aus sehr alltäglichen, redundanten Plaudereien statt aus sensiblen Themen besteht.

Eine weitere Einschränkung des Wahrheitsgehalts von Feldpostbriefen rührt her von den Wahrnehmungsfiltren der Schreiber. Doch im Falle dieser Studie ist dies ein irrelevantes Problem, da hier nicht versucht wird, eine vermeintliche Wirklichkeit zu rekonstruieren, sondern dem subjektiven Bild, also dem Konstrukt der Schreiber, auf die Spur zu kommen.

2. Kontext

2.1. Historischer Abriß: deutsch-französische Geschichte bis zum Zweiten Weltkrieg

2.1.1. Geschichtliches Frankreichbild: Von Erbfeindschaft und Stereotypen

Der Rhein, Symbol für die einen und Grenzfluß für die anderen, bildete über Jahrhunderte den Stein des Anstoßes deutsch-französischer Nachbarschaft. Die beiden Völker sind durch eine jahrhundertelange, schwierige, fruchtbare und emotional belastete Geschichte verbunden, in der sich Miteinander und Gegeneinander abwechselten, je nach Interessen- und Gemütslage, so daß von einem „deutsch-französischen Paar“¹ zu sprechen nicht übertrieben erscheint.

Carolus Magnus, Kaiser des Frankenreichs von 800 bis 814 n.Ch., den später sowohl die Franzosen als die Deutschen für sich zu vereinnahmen suchten, war vielmehr “ein letzter Römer und ein erster Europäer, Schöpfer und Repräsentant der abendländischen Einheit”². Durch die Aufteilung des Reiches unter seinen drei Enkeln im Jahre 843 ging diese Einheit verloren. Aus Westfranken wurden im Laufe der Zeit Franzosen, aus Ostfranken Deutsche, und das Erbe des dritten Bruders, die Kaiserkrone und Lotharingen, das Zwischenreich, entwickelte sich zum traditionellen Streitobjekt und Kampfgebiet zwischen beiden.

Nach der Gründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 962 als die Vereinigung der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Königswürde, festigten sich die Unterschiede: “Die deutschen Erben des karolingischen Imperiums ergaben sich mit Herz und Hand der Universalität, die französischen Erben pflegten mit Verstand und Taten ihre Nationalität.”³ Im Verhältnis zur Kirche lag ein wesentlicher Unterschied: Auf der Grundlage der Erbmonarchie konnte nur Frankreich schon im Spätmittelalter in einem säkularisierten, souveränen Staat eine Machtposition gegen die Kirche entwickeln. Das deutsche Reich hingegen war territorial zersplittert und von inneren Machtkämpfen gespalten, was nach Luther zusätzlich religiöse Konflikte ver-

1 Zit. in: Rouget: Schwierige Nachbarschaft am Rhein, S. 20

2 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 12 f

3 ebd., S. 17

stärkten: “Die Domäne, der Kern, von dem aus die Staatsbildung hätte erfolgen können, fehlt in Deutschland.”⁴

Bei allen Unterschieden und gelegentlichen Konflikten kann von Feindschaft zwischen französischen Königen und deutschen Kaisern im Mittelalter nicht die Rede sein. Die Interessen der deutschen Herrscher lagen hauptsächlich in Italien, in der Auseinandersetzung mit dem Papsttum. Für Frankreich hieß der Hauptfeind England. Im Bewußtsein ihrer institutionellen Überlegenheit über das zersplitterte Römisch-Deutsche Reich machte die französische Monarchie zum Kernstück ihrer Deutschlandpolitik „erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber dem Nachbarn, ohne daß man von einer offiziellen Einmischung sprechen konnte, das ‘droit de regard’, das Recht auf Einsicht in deutsche Dinge”⁵ „Zusammenfassend kann man zur Vorgeschichte des 20. Jahrhunderts (...) sagen, daß sich Frankreich und die französische Politik durch Jahrhunderte daran gewöhnen konnten, daß es eine nennenswerte Macht, die Frankreich hätte gefährlich sein können, im Osten des Landes nicht gab. Gewiß hat der Pariser Hof nichts getan, um etwas an diesem vorteilhaften Zustand zu ändern. So streng man den eigenen Adel an die Kandare nahm, so sehr unterstützte man die deutschen Fürsten, um jenes Vorfeld einer amorphen Massen von Klein- und Mittelstaaten zu erhalten.”⁶

Die französische Revolution führte zu Verwicklungen mit dem feudalen Deutschland, da sie, um die Ideen und Errungenschaften der Aufklärung zu verbreiten, „nicht nur die Relikte des Germanisch-Mittelalterlichen in Frankreich, sondern auch in Deutschland”⁷ ausrotten wollte. Viele Deutsche, etwa Hölderlin, Herder, Schiller und Goethe, begeisterten sich anfangs für die Revolution, bevor sie ihre blutige Radikalisierung unter der „Terreur” er- und abschreckte. Ein Beispiel für freiheitlich-demokratische Einflüsse jenseits des Rheins war die Ausrufung der Mainzer Republik im Mai 1793 nach französischem Vorbild.

Nach den Eroberungen Napoleons, der sich gerne als Erbe Karls des Großen darstellte, und obgleich die Besetzung des Rheinlandes durch seine Truppen keine wirkliche Unzufriedenheit in der Bevölkerung hinterließ - auch er hatte Sympathien in Deutschland -, leitete sich mit der Romantik und dem erwachenden deutschen Nationalbewußtsein ein neues Kapitel deutsch-französischer Beziehungen ein. Es läßt sich eine

4 Rouget: Schwierige Nachbarschaft am Rhein, S. 23

5 ebd., S. 23

6 Pabst: Das Jahrhundert deutsch-französischer Konfrontation, S. 12 f

7 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 84

Linie ziehen “vom Umschlag des tonangebenden deutschen Geistes von der Aufklärung zur Romantik, vom Weltbürgertum zum Nationalstaat - hin zum Konflikt zwischen den Völkern und zur Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen”⁸ In der Romantik offenbarten sich ideologische Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich, die für die gegenseitige Wahrnehmung und traditionelle Vorurteile determinierend sind.

Die aufkommende Nationalkraft der Deutschen richtete sich in einem Zuge gegen französische Fremdherrschaft und „geistige Verfremdung”⁹, vornehmlich gegen den Rationalismus der Aufklärung: “Dem Licht wurde das geheimnisvolle Dunkel gegenübergestellt, der Vernunft das Gefühl, (...) der Zivilisation die Natur, (...) der Konstruktion das Wachstum, (...) dem Geistreichen die Begeisterung, dem Fortgeschrittenen das Ursprüngliche”¹⁰.

Dieser Antagonismus prägte nicht nur nachhaltig deutsch-französische Vorstellungen von Nation, Gesellschaft und Staat, sondern auch Wahrnehmungsmuster und Vorurteile beider Völker. „Die Erbfeindschaft begann im Reiche des Geistes”¹¹: Volksgeist kontra esprit classique.

Gleichzeitig ist auf die identitätsstiftende Wirkung des Feindbildes Frankreich für das deutsche Nationalbewußtsein und die deutsche Nation hinzuweisen. Im Befreiungskrieg 1813 wurden erstmals ideologische und Rache-Motive gegen Frankreich ins Feld geführt, deutsche Nationalisten beschworen einen Krieg zwischen den Völkern, nicht mehr zwischen den Staaten herbei. „Der deutsche Nationalismus entzündete sich am Widerspruch zur politischen Hegemonie Napoleons und zur geistigen Suprematie Frankreichs; die Anti-Haltung ist ihm geblieben, eines Erbfeindes sollte er stets bedürfen.”¹²

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hinterließ tiefe Spuren in den Gemütern. Die Feindstilisierung auf beiden Seiten erreichte davor, währenddessen und danach ungeahnte Dimensionen. Bismarck nannte Frankreich „den alleinigen Friedensstörer in Europa”¹³, den Erbfeind, der „das alte Reich zerstört habe und ein neues Reich

8 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 93f

9 ebd., S. 96f

10 ebd., S. 97

11 ebd., S. 99

12 ebd., S. 102

13 ebd., S. 164

verhindern wolle”¹⁴. Als Rache für die von Ludwig XIV. vollzogene Annexion Elsaß-Lothringens fand am 18. Januar 1871, nach der französischen Niederlage, im symbolträchtigen Versailler Spiegelsaal die Proklamation des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser statt. Die Geburtsstunde Deutschlands als nationaler Staat ist aufs engste verbunden mit der Feindschaft zu Frankreich. Zu dieser Demütigung hinzu - für die sich die Franzosen wiederum 1918 rächen werden - fügte sich das Trauma der preußischen Belagerung und Bombardierung von Paris. Sie war die Reaktion auf den Aufstand der Bevölkerung „bis zum Äußersten“, nachdem die französische Armee besiegt und Napoleon III. gefangengenommen worden war. „Die Gegnerschaft eskalierte zur Feindschaft. Franzosen sahen germanische Barbaren über ihr zivilisiertes Land hereinbrechen”¹⁵ und Deutsche glaubten in Paris ein neues Sodom und Gomorrha ausräuchern zu müssen. Der Brief eines deutschen Sanitäters zeigt, mit welchen Mustern der anti-französische Diskurs schon zu dieser Zeit gespickt war: „Der Tag, an welchem unsere tapferen Truppen der Stadt Paris und allem, was sich an Lug und Trug, an Schein und Plunder an diesen einen Namen knüpft, den Fuß auf den Nacken setzen, dieser Tag wird der Welt zeigen, in welcher Nation die bessere Kraft, die Wahrheit und Tugend vorhanden ist - und dieser Tag wird mich und alle Deutschen für alles das entschädigen, was das Seine-Babel an uns verbrochen hat.”¹⁶

Nach 1870 wurde es zur patriotischen Pflicht in Deutschland, mit Herablassung auf das besiegte Frankreich und die Franzosen zu blicken, sie darzustellen, „als seien sie auf dem absteigenden Ast, als feige, degeneriert, unsauber, sittlich verkommen, geschlechtlich impotent, oder als eine Gesellschaft von Kleinrentnern, die nicht arbeiten, sondern von fremdem Schweiß leben wollen - kurz in jeder Hinsicht als zurückgeblieben und untüchtig, damit sich von dieser dunklen Folie das Bild der herrlichen, strahlenden, unermüdet fleißigen, ordnungsliebenden, wehrhaften und eben so unsagbar tüchtigen deutschen Volkes um so wirkungsvoller abheben konnte.”¹⁷ Die Forschung nennt als zwei Hauptfunktionen von Feindbildern innerhalb einer Gruppe oder Gesellschaft die Einigung derselben und die Stabilisierung ihrer Identität¹⁸. Diese zwei Funktionen erfüllte, wie ein Blick in die deutsch-französische Geschichte zeigt, die Erbfeind-

14 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 164

15 ebd., S. 167

16 Zit.in Herre: Deutsche und Franzosen, S. 167

17 Pabst: Das Jahrhundert der deutsch-französischen Konfrontation, S. 84

18 Jahr, Mai, Roller (Hrsg.): Feindbilder in der deutschen Geschichte, S. 125ff

schaft zu Frankreich für das deutsche Nationalbewußtsein spätestens seit den napoleonischen Kriegen und im Zuge der im 19. Jahrhundert wachsenden Beteiligung des Volkes an der politischen Willensbildung.

Davon zu unterscheiden sind Nationalstereotypen, die als traditionelle, gleichwohl dynamische Muster die gegenseitige Wahrnehmung prägen. Die bedeutendsten deutschen Frankreich-Klischees wurden bereits genannt: Dekadenz, Sittenlosigkeit, Stolz, Falschheit. Anschaulich resümiert De Gaulle - aus französischer Sicht - anno 1934 die französischen Nationalstereotypen: „Was könnte der Germane auch mit diesem Franzosen anfangen, der so viel Ordnung in seinem Geist und so wenig Ordnung in seine Taten zu bringen versteht; diesem Logiker, der an allem zweifelt; diesem sorgenlosen Arbeitsmenschen; diesem Ofenhocker, der überseeische Gebiete kolonisiert; diesem begeisterten Liebhaber des Alexandriners, des Fracks, des symmetrischen Gartens, der sich an banalen Chansons ergötzt, gern salopp herumläuft und Grünflächen beschmutzt?“¹⁹

Stereotypen dienen der Orientierung in einer komplexen Wirklichkeit und können - im Gegensatz zu Feindbildern - „durch Interaktion korrigiert, ausbalanciert und abgebaut werden“²⁰. Oder aber sie können instrumentalisiert werden zu bestimmten Zwecken, wie etwa Propaganda.

2.1.2. Hitlers Frankreichpolitik

„Im Kern der nationalsozialistischen Politik stand der Versuch, die zivile Gesellschaft zur Volks-, Kampf- und Kriegsgemeinschaft umzuformen, die auf rassistischen Ein- und Ausschlußkriterien beruhte.“²¹ Dies vollführte Hitler ab seiner Machtergreifung 1933 auf subtile und irreführende Weise, so daß auch die Regierungen der anderen europäischen Staaten sein Spiel - und seine Ausschlußkriterien - erst ernst nahmen als es schon zu spät war.

In „Mein Kampf“ machte Hitler schon früh seine Position gegenüber Frankreich deutlich. Ebenso wie die zwei ersten deutschen Reiche gründete sich auch das Dritte Reich auf die Gegnerschaft zu französischen Werten und Machtansprüchen, er rief auf zur letzten Abrechnung mit dem Erbfeind in einer „Entfesselung mythischer Urkraft

¹⁹ Zit.in Pabst: Das Jahrhundert der deutsch-französischen Konfrontation, S. 72-73

²⁰ ebd., S. 12

²¹ Latzel: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg?, S. 14

gegen zivilisatorische Tücke“²². Der alte Antagonismus wurde neu belebt: „Erst wenn ... man den Lebenswillen der deutschen Nation nicht mehr in bloß passiver Abwehr verkümmern läßt, sondern zu einer endgültigen aktiven Auseinandersetzung mit Frankreich zusammenrafft und in einen letzten Entscheidungskampf mit deutscherseits größten Schlußzielen hineinwirft: erst dann wird man imstande sein, das ewige und an sich so unfruchtbare Ringen zwischen uns und Frankreich zum Abschluß zu bringen.“²³ Nach 1933 änderte Hitler seine Strategie: er widersprach seinen programmatischen Äußerungen, nannte sie „überholt“²⁴, hielt öffentliche Friedensreden, führte immerfort die deutsch-französische Versöhnung im Munde und bekundete gegenüber der Presse und dem französischen Botschafter seinen Wunsch, mit Frankreich das „gute Einvernehmen“²⁵ zu wahren.

Als nun Frankreich niedergeworfen war (siehe Kapitel 2.2.1.), nahm es seinen Platz in den nationalsozialistischen Kriegsplänen ein: Es diente „als Basis für den Kampf um England, als Ressource für die weitere Kriegführung“²⁶, doch ging dies einher mit einer ideologischen Missionierung. Hitler wurde als Nachfolger Napoleons hingestellt, dem die Neuordnung Europas im Glauben „an die Sendung unseres eigenen Volkes und seiner abendländischen Aufgabe“²⁷ nachhaltig gelingen werde. Auch Frankreich war ein Platz zugeordnet in diesem neu zu erschaffenden Europa. In einer 1940 erschienenen Schriftenreihe über Frankreich hieß es: „Nur *die* Ordnung kann eine wahre europäische sein, die von beidem getragen ist: von einer Verantwortung vor der Einheit Europas, aber ebenso von der Anerkennung der Gegliedertheit in Nationen und Räume.“²⁸ So hofften manche Deutsche - und Franzosen - auf die Aufhebung des alten Konflikts falls die Franzosen ihre Nationaldemokratie gegen die Volksgenossenschaft eintauschen würden.

Zum Schluß sei Hitlers letzte Stellungnahme zu Frankreich, datiert vom 2. April 1945, zitiert: „Ich habe vor zwanzig Jahren geschrieben, was ich von Frankreich dachte.

22 Zitat eines deutschen Akademikers der Zeit in: Herre: Deutsche und Franzosen, S. 238

23 Zit.in Pabst: Das Jahrhundert der deutsch-französischen Konfrontation, S. 70

24 Zit.in: ebd, S. 71

25 ebd., S. 70f

26 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 252

27 ebd., S. 252

28 Zit.in Herre: Deutsche und Franzosen, S. 253

Es war und ist der Todfeind des deutschen Volkes. Seine ständige Degenerierung und seine häufigen Zusammenbrüche haben uns manchmal verleitet, seine Bedeutung zu unterschätzen.(...) Wie er auch ausgehen wird, dieser Krieg hat wenigstens Frankreich auf den Platz gestellt, wo es hingehört, nämlich den einer fünfsträngigen Macht. Aber selbst dann kann es bei seiner grenzenlosen Korruption und seinen unnachahmlichen Erpresserkünsten immer noch eine Gefahrenquelle für uns sein. Unsere Devise muß daher sein: Mißtrauen und Wachsamkeit. Niemals sollen sich die Deutschen von diesem Sireningesang verführen lassen!"²⁹

2.2. Der Zweite Weltkrieg in Frankreich

2.2.1. Vom Blitzkrieg zur Besatzung Frankreichs

Am 31. März 1939 schloß sich Frankreich der britischen Garantieerklärung für die territoriale Integrität Polens an. Als Hitler am 1. September in Polen einfiel, verlangte die französische Regierung unter Daladier ultimativ den Rückzug der Truppen. Am nächsten Tag wurden in der Kammer einstimmig Kriegskredite verabschiedet, und am 3. September erklärte Frankreich zusammen mit Großbritannien Deutschland den Krieg. Dann tat sich zwischen ihnen acht Monate lang gar nichts, es war die „drôle de guerre“. Die Franzosen waren in den letzten Jahren zu sehr in inneren politischen Schwierigkeiten verstrickt gewesen, um die Bedrohung, die vom jungen nationalsozialistischen Staat ausging, rechtzeitig in ihrer Dringlichkeit zu erkennen. Die ökonomische Krise der dreißiger Jahre und die Regierungen der Volksfront hatten das Land tief gespalten, die dritte Republik lag im Sterben. Die Uneinigkeit der Parteien gegenüber der deutschen Expansionspolitik lähmte die Entscheidungskraft der Regierung, welche bis zum Überfall Polens eine unentschlossene Eindämmungspolitik betrieb. Die Aufrüstung der französischen Armee kam zu spät, um wirkungsvoll zu sein. Auch in der Bevölkerung war eine große Unlust gegenüber dem beginnenden Krieg zu verzeichnen, gerade in der jungen Generation war als Folge des Ersten Weltkriegs keine Kriegsbegeisterung zu spüren. So folgte auf die Kriegserklärung auf französischer Seite vorerst nichts, während die Deutschen Polen eroberten und besetzten, um dann im April 1940 Dänemark und Norwegen anzugreifen. Als die Franzosen acht Monate gewartet hatten, kamen die Deutschen schließlich.

²⁹ Zit.in Pabst: Das Jahrhundert der deutsch-französischen Konfrontation, S. 83

Am 10. Mai 1940 wurde der „Fall Gelb“ ausgelöst, das Codewort für den Angriff nach Westen, gegen die Niederlande, Belgien, Luxemburg, und Frankreich. Deutschland griff Belgien mit Heer und Luftwaffe an. Die Parole eines Offiziers lautete „Kämpfen Sie wie Helden, aber benehmen Sie sich wie Kavaliere!“³⁰, was den anvisierten Umgang der Wehrmachtssoldaten mit der Zivilbevölkerung im Westen charakterisieren sollte. Am 27. Mai kapitulierte Belgien. Seit dem Angriff hatte auf französischer Seite die Evakuierung von Ortschaften nahe der deutschen Grenze und der Ligne Maginot begonnen, welche bald in eine Fluchtwelle gigantischen Ausmaßes Richtung Süden ausuferte. Während Belgien, die Niederlande und Luxemburg von den Deutschen geradezu überrannt wurden - der Vormarsch der Panzerdivisionen verlief überraschend schnell - , wurde die Bevölkerung im Norden und Osten Frankreichs von Panik ergriffen ob der grassierenden Gerüchte von blutrünstigen, alles auf ihrem Weg verwüstenden Barbarenheeren. Insgesamt häuften sich in den nächsten Wochen bis zu zehn Millionen Menschen auf den Straßen Frankreichs, darunter zwei Millionen Belgier. Bei ihrer verzweifelten Flucht gen Süden wurden die Massen bald von deutschen Truppen überholt, die ihnen jedoch zu ihrer größten Verwunderung kein Leid taten.

Nach dem Fall von Dünkirchen begann am 5. Juni die „Operation Rot“, der eigentliche Angriff auf Frankreich. Fünf Tage später erklärte auch Italien Frankreich den Krieg. Nach wenigen Tagen standen deutsche Truppen vor Paris - der massive Einsatz von Panzerdivisionen sowie die Strategie, vom Norden her anzugreifen statt, wie die Franzosen erwarteten, die Maginotlinie, hatte ihnen ein blitzartiges Vorrücken ermöglicht. Die Regierung floh in der Nacht des 10. Juni nach Bordeaux. Nach einigem Zaudern wurde Paris, um gravierende Verluste und Zerstörungen zu vermeiden, zur „Ville ouverte“ (offene Stadt) erklärt, so daß die Deutschen dort am 14. Juni widerstandslos einmarschierten. Regierungschef Reynaud, der für die Fortsetzung des Kampfes und somit in der Minderheit war, trat zurück. General Pétain wurde sein Nachfolger. Nachdem dieser am 17. Juni im Radio die Niederlage Frankreichs und den Beschluß der Regierung, mit den Deutschen zu kollaborieren, verkündet hatte, bemühte er sich sogleich um Waffenstillstand. Einen Tag später hielt Charles de Gaulle, ein noch unbekannter Brigadegeneral, über Radio London eine inzwischen berühmte, damals jedoch wenig

30 Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 21

gehörte Rede, in der er die Franzosen zur Fortsetzung des Kampfes für ein freies Frankreich aufrief.

Am 25. Juni trat ein für Frankreich katastrophales Waffenstillstandsabkommen in Kraft. Das Land wurde in mehrere Zonen geteilt: Elsaß und Lothringen wurden dem Deutschen Reich einverleibt, mehrere nördliche Départements fielen unter die Verwaltung deutscher Besatzungskräfte in Belgien. Von Norden bis Osten zog sich eine "Zone interdite" (verbotenes Gebiet), in die keine Flüchtlinge zurückkehren durften. Circa zwei Drittel des Territoriums, vom Norden über die Atlantikküste bis zur spanischen Grenze, wurden von Deutschland besetzt. Der restliche, südliche Teil blieb (vorerst) unter der Verwaltung der neuen französischen Regierung unter Maréchal Pétain, die ihren Sitz in das Kurstädtchen Vichy verlegt hatte. Hinzu kamen die finanziellen Verpflichtungen: Frankreich mußte für die Besatzungskosten aufkommen (ab Januar 1943: 25 Mio. RM/Tag); Über eine Million Kriegsgefangene behielt man in Deutschland, teils als Druckmittel, teils als kostenlose Arbeitskräfte für Rüstungsindustrie und Landwirtschaft. Auch in Frankreich mußten - infolge der hohen Menschenverluste an der Ostfront zunehmend - Zwangsarbeiter für den Export nach Deutschland produzieren; Rohstoffe, Lebensmittel und Grundstoffe für die Industrieproduktion mußten nahezu vollständig nach Deutschland geliefert werden, usw..

2.2.2. Der Aufbau der deutschen Besatzung

Schon das Waffenstillstandsabkommen machte deutlich, daß es bei der deutschen Besetzung Frankreichs weniger um Ideologie als um wirtschaftliche und militärische Interessen ging. Die Verfolgung der Ziele Nazi-Deutschlands in Frankreichs erforderte, „ein von Deutschland dominiertes friedvolles Miteinander zu gestalten“³¹. Dementsprechend wurde der Vichy-Regierung vorerst eine Schein-Souveränität gelassen, und der Zivilbevölkerung hatten die Besatzungstruppen mit Respekt zu begegnen.

Schon ab Mai 1940 hatte die Wehrmacht begonnen, in den besetzten Gebieten Frankreichs eine Militärverwaltung einzurichten. Diese hatte ab Oktober 1940 ihren Sitz im Pariser Hôtel Majestic. Nach von Brauchitsch wurde Otto von Stülpnagel zum Oberbefehlshaber in Frankreich ernannt. Die deutsche Militärverwaltung baute auf der französischen Verwaltung auf indem sie sie kontrollierte. Ihre Aufgaben erstreckten

31 Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 118

sich von der Überwachung der inneren Verwaltung, der Polizei, der Presse und der Justiz bis zur Kontrolle des Schul- und Gesundheitswesens, der Landwirtschaft und der Kunst. Das besetzte Territorium wurde in vier Verwaltungsbezirke aufgeteilt, die je einem Feldkommandanten unterstanden. Dieser war gleichzeitig oberster Gerichtsherr. Er war nicht nur zuständig für deutsche Staatsangehörige, er hatte auch Disziplinargewalt über die französische Bevölkerung. In der Kommandantur kümmerte man sich hauptsächlich um Quartiere, Versorgung, Fahrzeuge, usw., sowie um den Einsatz der einheimischen Arbeitskräfte. An der Struktur der Verwaltung zeigt sich der Sonderstatus, der Frankreich gewährt wurde: Es gab keine Gauleiter wie in anderen besetzten Ländern, die französische Regierung, Polizei, Gerichtsbarkeit und der Verwaltungsapparat blieben bestehen - doch arbeiteten diese nicht mehr autonom, sondern nach deutschen Vorschriften und unter deutscher Kontrolle.

Die ersten Ziele der Militärverwaltung im Sommer 1940 waren: die Ernte einbringen, deutsche Truppen versorgen und unterbringen, das Flüchtlingschaos bewältigen. So kam es, daß ironischer Weise die deutschen Truppen den vor ihnen Geflüchteten zurück in die Normalität verhalfen, indem sie Notversorgung und Rücktransporte per Zug organisierten. Auf diese Art hinterließen sie einen guten ersten Eindruck bei einem großen Teil der Bevölkerung, die auf das Schlimmste gefaßt gewesen war.

Wer waren die Besatzer? Sie bestanden aus verschiedenen Armeeoberkommandos und den eigentlichen Besatzungstruppen, den "Landeschützen". Ab 1942, nach dem Angriff auf die Sowjetunion, ließ man fast nur noch ältere Jahrgänge in Frankreich, doch auch ihre Zahl schwand erheblich, so daß in einigen Regionen überhaupt keine deutschen Truppen übrig blieben. In diesen Fällen bemühten sich Sicherungstreifen, das Machtvakuum zu füllen - die Résistance wußte daraus ihren Nutzen zu ziehen.

Die Truppenangehörigen mußten sich laut Richtlinien der Bevölkerung gegenüber korrekt verhalten, hohe Strafen standen - schon während des Feldzuges - auf Diebstahl und Plünderung, und wer sich in irgendeiner Form an Menschen verging, riskierte den Tod. Hier ein Beispiel für diese Strenge: *"Ein Gefreiter, der zu meinem Trupp gehörte, wurde zum Beisitzer einer Kriegsgerichtsverhandlung bestimmt und erzählte: an einem der ersten Tage nach dem Rheinübergang kaufte ein Soldat in einem Geschäft ein und bezahlte mit einem Zwanzig-Mark-Schein. Kaum hatte er den Laden verlassen, als ein anderer Soldat hereinkam und die Französin ihm den Schein vorzeigte. Er war enttäuscht, weil es sich um einen wertlosen Geldschein aus der Inflationszeit handelte. Der*

Schwindler wurde gestellt und kam in Belfort vor das Kriegsgesicht, welches aus einem Gerichtsoffizier, einem Offizier unserer Einheit und meinem Gefreiten bestand. Der Angeklagte behauptete, er habe den Schein kurz vorher auf der Straße gefunden und für Frontgeld gehalten, das er selbst noch nicht ausgezahlt bekommen habe und das er deshalb nicht genau kannte. Das Gericht schenkte ihm keinen Glauben, und er wurde, entsprechend dem Antrag des Anklägers, zu einem Jahr Gefängnis ohne Bewährung gegen die Stimme meines Gefreiten verurteilt.”³²

2.2.3. Wende Mitte 1941: Von Zwangsarbeitern, Geiseln und Widerstand

Mit dem Angriff auf die UdSSR kündigte sich in Frankreich eine neue Phase der Besatzung an. Auf den Bruch des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes von 1939 wurden deutscherseits heftige Reaktionen aus dem kommunistischen Lager befürchtet, dessen Haltung bis dato mit Blick auf die Allianz zwischen Hitler und Stalin eher zurückhaltend geblieben war.

Am 21. August 1941 fand das erste tödliche Attentat auf einen Angehörigen der Besatzungstruppen in Paris statt. Es löste eine Schockwelle aus, war doch die Besatzung Frankreichs bis dahin auf beiden Seiten vergleichsweise friedlich verlaufen. Der Oberbefehlshaber erklärte alle französischen Häftlinge zu Geiseln. Sieben von ihnen wurden erschossen. Die Situation eskalierte bis in das Jahr 1942 hinein in eine enge Folge von Anschlägen und immer mehr Geislerschießungen. Zuletzt mußten für einen getöteten Deutschen ca. 50 Franzosen - meist Kommunisten - ihr Leben lassen. Da dies für die Stimmung in der Bevölkerung und die Zusammenarbeit mit ihr gravierende Folgen zeitigen mußte, versuchten sowohl der deutsche Botschafter in Paris Otto Abez als auch der Oberbefehlshaber von Stülpnagel bei Hitler zu intervenieren. Schließlich bat von Stülpnagel um Entlassung.

Er wurde im Februar 1942 ersetzt durch den jüngeren von Stülpnagel, ein Vetter. Neben ihm setzte Hitler März 1942 einen “Höheren SS- und Polizeiführer” ein, der seine Weisungen direkt von Himmler bekam. Er war für alle “Polizei- und Volkstumsfragen” zuständig, also auch für die Geiselfrage. Den Posten bekleidete Carl-Albrecht Oberg, der frisch aus Polen kam. Er “löste” die unliebsame Geiselproblematik mithilfe der einsetzenden Judenverfolgung. So schickte er etwa im März 1942 als Antwort auf

32 Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 73

weitere Anschläge 1.100 Juden nach Auschwitz. Auf diese Weise nahm die Zahl der Geiselsekutionen in französischen Gefängnissen ab, obwohl die Zahl der deutschen Opfer von Anschlägen zunahm.

Ab 1942 wurden Elsässer und Lothringer von der Wehrmacht eingezogen. Vichy protestierte erfolglos.

Am 8. November 1942 landeten britische und amerikanische Truppen in Nordafrika. Drei Tage später marschierte Hitler in den bislang unbesetzten Süden Frankreichs ein. Die "Operation Anton" fand kaum Widerstand von Seiten Vichys, innerhalb 24 Stunden war ganz Frankreich unter deutscher Fahne.

Ab Beginn 1943 verschärfte sich die Lage zunehmend aufgrund der schwerwiegenden Menschenverluste der Wehrmacht an der Ostfront. Der von Goebbels beschworene "totale Krieg" forderte mehr Soldaten und Produktionskräfte für die Rüstungsindustrie. Die Bevölkerung der besetzten Länder mußte aushelfen: Eine Million Arbeitskräfte sollte in drei Monaten gewonnen werden, davon 250.000 aus Frankreich. Da das Potential an Freiwilligen trotz intensiver Propaganda schon seit längerer Zeit ausgeschöpft war, wurde per Gesetz am 27.1.1943 die Meldepflicht zum Arbeitseinsatz eingeführt, und die Vichy-Regierung mußte die Jahrgänge 1920 bis 1922 zum STO (Service de Travail Obligatoire - Pflichten-Arbeitsdienst) verpflichten. Die Folge war eine Fluchtwelle junger Leute, teils Richtung Ausland, teils Richtung „Maquis“ und „Résistance“. Zur gleichen Zeit häuften sich Sabotageakte und Anschläge gegen Deutsche. Um die Résistance effektiver zu bekämpfen, wurde die Kooperation zwischen dem „Höheren SS- und Polizeiführer“ Oberg und der französischen „Milice“ noch verstärkt. Unbequeme Politiker wurden nach Deutschland deportiert, u.a. Léon Blum, Paul Reynaud, Daladier, usw. Eine weitere desaströse Folge dieser Zusammenarbeit war zum Beispiel die Sprengung des alten Hafenviertels von Marseille am 24.1.1943 durch die französische Polizei, weil dort kriminelle Aktivitäten aller Art und Nester des Widerstands vermutet wurden.

2.2.4. Endphase bis zur Libération

Am 25. Juli 1943 wurde Mussolini gestürzt, Italien kapitulierte am 8.9.

Am 27.5.1943 formierte sich im Pariser Untergrund der „Conseil National de la Résistance“ als Zusammenschluß nahezu aller Résistance-Gruppen. Ihr Chef wurde Jean Moulin, nach seiner Ermordung durch die Gestapo folgte ihm General de Gaulle,

der zur Identifikationsfigur des französischen Widerstands geworden war. Anfang Juni trat in Algier unter seiner Führung das „Comité Français de la Libération Nationale“ (Französisches Komitee zur nationalen Befreiung) zusammen, dessen Mitglieder den Kern der zukünftigen Regierung des befreiten Frankreichs bilden sollten.

Im November 1943 intrigierten die Deutschen, um Pétain zu entmachten: Sie setzten französische Faschisten in die wichtigsten Regierungsposten ein. Die Vichy-Regierung war de facto handlungsunfähig.

Im Februar 1944 wurden die paramilitärischen Verbände der Résistance in den „Forces Françaises de l'Intérieur“ zusammengefaßt. Diese Massenorganisation, in der die Kommunisten eine herausragende Rolle spielten, würde später Seite an Seite mit den Alliierten die Befreiung Frankreichs erkämpfen. Der innerfranzösische Widerstandskampf verstärkte sich.

Am 3. Juni erklärte sich das „Comité Français de la Libération Nationale“ angesichts der bevorstehenden Invasion der Alliierten zur „Provisorischen Regierung der französischen Republik“.

Am 6. Juni gelang die Landung amerikanischer Truppen unter General Eisenhower auf den Stränden der Normandie, am 15. August an der Südküste bei Toulon. Am 25. August war Paris frei, de Gaulle zog triumphierend über die Champs-Élysées. Doch der verbitterte Widerstand der Deutschen ließ die Kämpfe in Frankreich noch bis ins Jahr 1945 andauern. Erst am 10. Februar wurde auch Strasbourg befreit.

Im Frühherbst 1944 bildete De Gaulle zusammen mit den „Forces Françaises de l'Intérieur“ eine Übergangsregierung, und konstatierte als ihr Oberhaupt am 15. Mai 1945: „Als Staat, als Doktrin und als Macht ist das Deutsche Reich völlig zerstört.“³³

33 Herre: Deutsche und Franzosen, S. 259

ZWEITER TEIL:

SYSTEMATISCHE UNTERSUCHUNG

1. Quellenbeschreibung

1.1. Die ausgewählten Briefreihen

Das Quellenmaterial dieser Untersuchung setzt sich zusammen aus den Feldpostbriefen von fünf Schreibern, denen gemeinsam ist, daß sie irgendwann im Laufe des Zweiten Weltkrieges als Wehrmachtsoldaten in Frankreich stationiert waren: Hans Ahlheit [Name geändert], Eugen Neufarn [Name geändert], Heinrich Böll, Ernst Guicking und Alois Scheuer.

Die Briefserien von Hans Ahlheit, Eugen Neufarn, stammen aus dem Bestand des Feldpost-Archivs der Technischen Universität Berlin. Die Briefe von Alois Scheuer wurden von dessen Sohn unter dem Titel „Briefe aus Russland. Feldpostbriefe des Gefreiten Alois Scheuer 1941 – 1942“, St. Ingbert 2002 herausgegeben. Ernst Guickings Briefwechsel mit seiner Frau Irene ist unter den Titel „Sei tausendmal begrüßt. Feldpost-Briefwechsel Irene und Ernst Guicking 1937-1945, Buch und CD-ROM“ bei JKL-Publikationen 2001 in Berlin erschienen Die Briefserie Heinrich Bölls ist dem 2001 erschienenen Buch „Heinrich Böll. Briefe aus dem Krieg 1939-1945“ entnommen. Bedenken, daß Kriegsbriefe des berühmten Schriftstellers Böll kein Zeugnis eines „kleinen Mannes“ seien, erübrigen sich insofern der junge Böll, zu diesem Zeitpunkt Student, seine Berufung zwar erkannt, gleichwohl noch nicht publiziert hatte. Einige Artikel und Erzählungen waren schon entstanden, er arbeitete an einem Roman, doch dann unterbrach ihn der Krieg. Wie seine Frau schreibt, stellten seine Feldpostbriefe sechs Jahre lang nicht nur eine Verbindung zur Familie und zur Heimat dar, sondern auch zum geschriebenen Wort. Die Fülle an in ihnen enthaltenen Beobachtungen und Gedanken über Frankreich und die Franzosen bewog mich dazu, sie dem Untersuchungsmaterial dieser Arbeit hinzuzufügen.

Ein methodisches Problem - und gleichzeitig eine Chance - war die Fülle des Untersuchungsmaterials. Während Eugens, Hans' und Alois' Briefserien aus Frankreich relativ überschaubar sind, sind von Ernst Guicking und Heinrich Böll weitaus umfangreichere erhalten. Dies hängt sowohl mit der Länge des Aufenthalts als mit der hohen Schreibfrequenz der beiden zusammen. Bei Böll und Guicking liegt sie bei mindestens einem Brief pro Tag, bei den drei anderen im Schnitt ungefähr bei drei Briefen in der Woche.

Doch das Übergewicht von zwei Schreibern für das Gesamtvolumen bedeutet nicht, daß sie in der vorliegenden Studie mehr zu Wort kommen, da nur die für das Franzosenbild relevanten Textstellen benutzt wurden. Jeder Schreiber hatte seine Lieblingsthemen.

Letztlich ist irrelevant, von wem die untersuchten Briefe stammen, da es darum geht, stichprobenartig die Deutungsmuster einer Auswahl von Soldaten herauszuarbeiten. Wie schon im Kapitel "Quellenkritik" beschrieben, interessiert hier weder ein statistisch repräsentatives Bild der Allgemeinheit noch biographische Forschung. Es wird lediglich ein Einblick gegeben, Tendenzen angeboten.

1.2. Zum biographischen Hintergrund der Schreiber

Hier eine kurze Vorstellung der fünf Soldaten, deren Feldpostbriefe aus Frankreich in der vorliegenden Arbeit untersucht werden:

- Hans Ahlheit, Jahrgang 1918, stammte aus Gelsenkirchen-Buer. Wie sein Freund Eugen Neufarn kam er aus dem Milieu des katholischen Widerstands. Untersucht wird hier der Briefwechsel der beiden. Als Abiturient trat er 1939 in den Kriegsdienst ein. Er diente bei der Infanterie, später als Funker, und war vom Feldzug bis Ende Februar 1941 in Frankreich stationiert. Er fiel 1943 in Rußland.

- Eugen Neufarn wurde am 3.8.1917 ebenfalls in Gelsenkirchen-Buer geboren. Ebenfalls Abiturient, trat er schon 1937 in den Kriegsdienst ein. Er blieb von Mitte April 1941 bis März 1942 als Offizier bei der Infanterie in Frankreich. Seit Januar 1943 gilt er an der Ostfront als vermisst.

- Heinrich Böll, geboren am 21.12.1917 in Köln, wurde nach einer abgebrochenen Buchhändler-Lehre und einem Semester Philologie-Studium im August 1939 eingezogen. Seine Kriegsbriefe sind an die Eltern, später hauptsächlich an seine Verlobte, bzw. Ehefrau adressiert. Als Schütze, Gefreiter und schließlich Obergefreiter bei der Infanterie führte ihn der Krieg erst 1940 von Juni bis September, dann von Mai 1942 bis September 1943 nach Frankreich. 1943 arbeitete er über mehrere Monate in der Kommandantur des Küstenstädtchens Le Tréport (Atlantikküste) und legte in Paris die Dolmetscher-Prüfung ab. Danach kam er nach Rußland, auf die Krim und nach Rumänien. Er

kehrte 1945 nach sechs Monaten amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zurück.

- Ernst Guicking, aus Altenburschla, wurde am 10.5.1916 geboren. Er war Berufssoldat und hatte sich 1937 für zwölf Jahre verpflichtet. Die untersuchten Briefe waren alle an seine Verlobte, bzw. Frau gerichtet. Er brachte es beim Heer bis zum Feldwebel, kämpfte u.a. in Frankreich und Rußland und kehrte nach dem Krieg heim.

- Alois Scheuer, geboren am 1.4.1909 in St. Ingbert/Saar, war Büroangestellter, bis er im April 1940 einberufen wurde. Er war verheiratet, alle Briefe der untersuchten Serie schrieb er an seine Frau und Kinder. Er war Soldat bei der Infanterie, kämpfte nur im Osten. Eine Verletzung brachte ihn für sechs Monate nach Frankreich auf Genesungsurlaub. Er fiel kurz darauf, am 25.11.1942, in Rußland.

Name	Jahr- gang	Beruf	Dienst	Einsatz in Frankreich	Adressat der Briefe
Eugen Neufarn	1917	Abiturient	Infanterie	Mai 1940- Februar 1941	Hans Ahlheit
Hans Ahlheit	1918	Abiturient	Infanterie, Funker	April 1941- März 1942	Eugen Neufarn
Heinrich Böll	1917	Student	Infanterie	Juni-Sept.1940, Mai1942-Sept.1943	Ehefrau, Eltern
Ernst Guicking	1916	Berufssol- dat	Heer	Frühjahr 1940 - 1945	Ehefrau
Alois Scheuer	1909	Büroange- stellter	Infanterie	Genesungsurlaub März-Sept.1942	Ehefrau

1.3. Methode

Die Frage nach der Repräsentativität der Aussagen ist ein unumgängliches Problem der Feldpostforschung. Natürlich ist die Gesamtmenge der Briefe bei weitem nicht

gespeicherten Bedeutungen sind Elemente des gesellschaftlichen Wissensvorrates, der für die Sinnbildung zur Verfügung steht und historisch sowohl wirksam als auch wandelbar ist”⁵. Schließlich werden die vorgefundenen Muster auf Konsens oder Dissens mit sowohl traditionellen deutschen Frankreich-Nationalstereotypen als auch mit nationalsozialistisch geprägten Begriffen geprüft.

⁵ Latzel: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg, S. 127

2. Themenkomplex “Kultur”

2.1. Architektur

Bemerkungen zu Kirchen, Bauten und Städtebau finden sich nur bei den beiden Abiturienten unter den untersuchten Schreibern, welche überhaupt hauptsächlich über sogenannte “Kultur”-Themen und Kunst schrieben. Auch sind ihre Briefe gespickt mit lateinischen, griechischen und französischen Zitaten. Es scheint, als wäre ihr Bildungsniveau auf dem Architektur-Gebiet so hoch wie die Aufmerksamkeit, die sie französischen Kathedralen, Museen und Schlössern widmeten. Möglicherweise ist ihr Enthusiasmus bezeichnend für den Ruf eines Kulturlandes, den Frankreichs auch unter den Besatzungssoldaten genoß. Hier einige Beispiele:

Mancher, der uns zuhörte, würde sich wundern, wenn wir uns in dieser für Frankreich so unglücklichen Lage für französische Kathedralen und französische Malerei begeistern! Wo ist jenes Frankreich, das wir immer lieben wollen, das schöpferische, fruchtbare, klassische Land!1

Als erstes sei bemerkt, daß die am Ende benutzten Adjektive „*schöpferisch, fruchtbar*“ dem von den Nationalsozialisten propagierten Topos des faulen, aussterbenden französischen Volkes diametral entgegengesetzt sind. Ließ sich die kulturell und historisch bedeutende Vergangenheit Frankreichs nicht in Frage stellen, so galt der propagandistische Angriff seiner Zukunftsfähigkeit. Der Schreiber suggeriert hier dagegen Kontinuität in der Schöpfungskraft des Landes. Verstärkt wird der Ton der Begeisterung durch den überschwänglich und absolut anmutenden Ausdruck, der wie eine Liebeserklärung klingt: „*jenes Frankreich, das wir immer lieben wollen*“

Schon das Wort „*immer*“ deutet auf den Fortbestand des Kulturlandes hin, wie das „*lieben wollen*“ eine Entschlossenheit ausdrückt, in der vielleicht ein wenig Trotz mitschwingt. Eugen schreibt von „*dieser für Frankreich so unglücklichen Lage*“, und meint immerhin den frischen deutschen Sieg. Aus den Worten des Soldaten sprechen Empathie und Sympathie gegenüber dem besiegten Land, beruhend auf die Bewunderung dessen schöpferischer Tradition und Kraft.

1 Eugen Neufarn, 12.6.1940

Die territoriale Ausdehnung hingegen scheint für Eugen keines der Grundmerkmale des “*klassische[n] Land[es]*” zu sein, wie ein anderer Brief verlautet. Auch wenn es an die Vergleiche mit Deutschland geht, schlägt er einen anderen Ton an:

Aber die Fahrt durch das Elsaß, vorbei am Straßburger Münster und durch Colmar in die burgundische Pforte weckte doch manche geschichtliche Erinnerung. Es war mir eine sehr verwandte Landschaft, sie wirkte vollends ‘deutsch’ auf mich, wenn ich diese Bezeichnung als Charakteristikum nehmen darf.²

Anders als im letzten Zitat, geht diese Äußerung mit den nationalsozialistischen - in diesem Fall schon verwirklichten - geopolitischen Zielen konform. Die Vorstellung vom Deutschtum Elsaß-Lothringens wird jedoch durch den direkt folgenden Nebensatz relativiert: “*wenn ich diese Bezeichnung als Charakteristikum nehmen darf*”. Denn spätestens seit 1933 wurde diese Bezeichnung in Deutschland problemlos als Charakteristikum für vieles gebraucht. Und daß Eugen Neufarn, der aus dem Rheinland stammt, im Elsaß eine “*sehr verwandte Landschaft*” wiedererkennt, ist nicht verwunderlich und muß nicht als politische Aussage gelesen werden. Ganz anders folgende Aussage:

*wo mag der Isenheimer Altar stecken: er wird doch gewiß nach Deutschland zurückkommen,(wo er auch seine Heimstatt hat!)*³

Hier wird er deutlicher. Der Isenheimer Altar, das Prunkstück des Colmarer Unterlinden Museum von Matthias Grünewald, stammt aus dem Isenheimer Kloster in der Nähe von Colmar. Zwar gehörte das Elsaß zu Beginn des 16. Jahrhunderts, zu der Zeit, als der besagte Altar entstand, noch nicht zu Frankreich; nichtsdestotrotz ist die Aussage, daß er aus Deutschland stammt und dorthin gehört, als revanchistisch einzustufen.

Das Verhältnis des Schreibers zu französischen Kulturgütern erscheint ambivalent: einerseits die Hochschätzung, sogar die Liebe zum “*schöpferischen, klassischen Land*”, andererseits die fehlende Anerkennung des Gebietes, auf dem diese Kultur zu verorten ist. Diese eigentümliche Mischung von Bewunderung und (teilweise) Nicht-

² Eugen Neufarn, 15.4.1941

³ Eugen Neufarn, 17.6.1940

Respekt ist bezeichnend für die Haltung nicht nur dieses Soldaten. Man begegnet ihr auch auf ganz anderen Gebieten. In ihr manifestiert sich eine leise Form deutscher Überheblichkeit, die man unter anderem als eine Folge der nationalsozialistischen Propaganda sehen kann, die jedoch in diesem Fall ihre Wurzeln in zahlreichen territorialen Konflikten mit Frankreich hat.

In den Briefen findet man den Vergleich zu Deutschland, wenn es um die Beschreibung von Architektur geht, häufig, was nicht verwundert: Selbstverständlich bildet Deutschland, die Heimat, das Bekannte, immer die Referenzgröße zum Fremden, Neuen. Doch die Art des Vergleiches ist interessant:

*Von der Erhabenheit und Größe einer mittelalterlichen deutschen Burganlage!
Und tatsächlich ist ja irgendetwas an der Kathedrale, das uns über die Maßen ansprechen muß.⁴*

Eugen schreibt nicht einfach, die Kathedrale (gemeint ist die von Laon) sei erhaben und groß, er bezieht sich, um deutlicher zu werden, auf etwas, was der Adressat seines Briefes kennt, was natürlich für die Kommunikation geschickt ist.

Gleichwohl verraten das Ausrufezeichen und das *“tatsächlich”* wie hoch die Vergleichsgröße, also die *“mittelalterliche deutsche Burganlage”*, auf seiner Werteskala angesiedelt ist. Wie er schreibt, kann sich die beschriebene Kathedrale dem Vergleich stellen - aber deutet nicht das Ausrufezeichen an, daß es ihn wundert? Hier ein Briefausschnitt von Hans Ahlheit mit ähnlichem Inhalt:

Da sah ich dann das Wunderwerk ganz nah vor mir. Sie ist wohl anders als die übrigen Kathedralen, viel schlanker und höher. Sonst hören die Franzosen beizeiten mit den Türmen auf. Es ist einem dann so, als sei der Eifer erlahmt. Diese ist, scheint es, ganz vollendet und ich mußte gleich an Straßburg denken.⁵

Hans Ahlheit teilt offenbar Eugen Neufarns ambivalentes Verhältnis zu französischen Kathedralen. An einer anderen Stelle heißt es bei ihm:

4 Eugen Neufarn, 18.8.1941

5 Hans Ahlheit, 18.7.1940

Trotzdem erinnert ihn *“das Wunderwerk”*, das im Unterschied zu den anderen französischen Kathedralen *“ganz vollendet”* ist, ausgerechnet an das Straßburger Münster, welches ja tatsächlich sehr schön, aber nicht zuletzt für seine Begriffe ein deutscher Bau ist. Bei den *“übrigen (französischen) Kathedralen (...) ist einem dann so, als sei der Eifer erlahmt.”* Sie kommen also an die Vollkommenheit des *“deutschen”* Baus nicht heran (mit Ausnahme des *“Wunderwerkes”*, womit die Kathedrale von Chartres gemeint ist). Hier vermag also auch Bewunderung ein latentes Überlegenheitsgefühl nicht zu berühren.

2.2. Literatur und Film

2.2.1. Literatur

Die Erwähnungen auf dem Gebiet der Literatur, aus denen sich in den Briefen etwas über das Franzosenbild der Soldaten ablesen läßt, sind relativ selten. Hier spielt das Sprachproblem eine große Rolle. Bei drei Schreibern sind ab und an Hinweise zu finden dafür, daß sie die französische Literatur kennen. Daß sie während des Krieges auch französisch gelesen hätten, wird sehr selten erwähnt. Möglicherweise war es für die Soldaten leichter, sich bei den Frontbüchereien Lesestoff zu besorgen als in Buchläden. Eugen Neufarn und Hans Ahlheit aber berichten sich regelmäßig, das heißt jedes Mal, wenn sie in einem neuen Einsatzort einquartiert werden, von ihren Streifzügen durch die Antiquariate des Ortes. Auch dort machen sie zu Preisen weit unter Wert reichlich *“Kriegsbeute”*, die sie dann per Feldpost oder Urlauber nach Hause schicken. Das Wort *“Sammlungen”* fällt. Doch gab es auch andere Methoden, zum Teil sogar kostbare Werke in seinen Besitz zu bringen, wie die folgende Textstelle - eine von mehreren dieser Art - zeigt:

Das ließ mir dann keine Ruhe - und nachdem die anderen dann wirklich zur Ruhe gingen, suchte ich die Bibliothek auf. Und fand wieder einige sehr schöne Sachen. Nun weiß ich fast wirklich nicht mehr, was tun! Der Hausbewohner kommt nicht wieder, ich kann also unbesehen mitnehmen, was mitnehmerswert

*ist, bevor die Dinge verkommen. Das Schönste ist wohl ein Band 'Eloge de la folie' - Lob der Torheit - von Erasmus mit den einfach wunderbaren Federzeichnungen von Holbein. Ganz fabelhaft! Wenn ich nur Gelegenheit hätte, die Sachen nach Hause zu kriegen. Urlaubern mitgeben? Ab heute ist Urlaubssperre. Das ist wieder schlecht.*⁷

Bei der Bibliothek handelt es sich um den Raum einer Villa, in der Eugen Neufarn zusammen mit höheren Dienstgraden für einige Zeit einquartiert war. Was genau *"Der Hausbewohner kommt nicht wieder"* meint, wird im Brief nicht weiter erläutert. Die Sicherheit der Tatsache reicht aus, um einen Vorwand, die Bücher zu stehlen, zu bieten, nämlich *"bevor die Dinge verkommen"*. Diese Darstellung seines Diebstahls als Rettung der Bücher vor dem Verkommen - obgleich er sich keine Mühe gibt damit, es könnte auch Ironie sein - deutet jedoch auf schlechtes Gewissen seinerseits hin, was dazu paßt, daß er die ganze Sache seinen Kameraden verheimlicht: *"und nachdem die anderen dann wirklich zur Ruhe gingen, suchte ich die Bibliothek auf."* Wir begegnen wiederum zwei Seiten in der Haltung des Soldaten im besetzten Land, diesmal gegenüber fremdem Eigentum: einerseits Freude und Stolz über die Beute (*"ganz fabelhaft!"*), andererseits ist er sich dessen bewußt, daß das Beutemachen auch vor den Augen der Soldaten nicht erlaubt ist (nicht nur dem Eigentümer gegenüber). Diese mindestens scheinbare Redlichkeit der Besatzer gegenüber der besiegten Bevölkerung, ihrem Eigentum und ihrer Kultur ist bezeichnend für die nationalsozialistische Frankreichpolitik, die eine menschliche Behandlung der Franzosen forderte und förderte.

Eine Art "Kulturbewußtsein", in dem Sinne, daß ihnen immer wieder im Alltag Reminiszenzen französischer Kunst und Literatur begegnen, findet sich bei den drei intellektuellen Schreibern Hans Ahlheit, Eugen Neufarn und Heinrich Böll. Vielerlei Situationen werden mit einem schon vorhandenen, die Wahrnehmung prägenden Vorwissen über die französische Kultur, assoziiert:

Wann hat man den Wein gekeltert, unter wessen Herrschaft, den wir jetzt trinken. Der ??? war gewiß noch in den besten Jahren, Claudel noch in Amt und

⁷ Eugen Neufarn, 4.5.1941

*Würde, und Rilke und Rodin, ja Millet sogar beschien die Sonne, die ihn zur Reife brachte.*⁸

Hier nennt übrigens Hans Ahlheit Rilke und Rodin, den Deutschen und den Franzosen, im gleichen Zuge. Doch diese harmonische Verwandtschaft verortet er in der Vergangenheit. Diese verklärte, fast paradiesische Beschreibung der Zeit, als der Wein reifte, mutet nostalgisch an; eine leise Kritik an der Zwietracht des Krieges?

Auch Heinrich Bölls Blick auf die Straßen von Paris ist nicht der eines ganz Fremden:

*Es gibt kein lebendigeres Bild von Paris als Balzacs Romane, wirklich, man kann sie alle sehen, die einfachen und doch so unglaublich schönen Mädchen aus dem Volk, sehr innig und auch sehr treu, und auch die großen, die eleganten Kurtisanen, die mich jedoch alle eine wenig kühl dünken - nach außen wenigstens; fette, kurzgliedrige Bürgerinnen und magere alte Mädchen, die mit höllisch stechenden Augen in die Welt bohren.*⁹

Heinrich Böll erkennt in der Wirklichkeit ihr literarisches Abbild wieder. Hier ist Balzac die Referenz und nicht gängige, touristische Paris-Klischees, auf die viele Soldaten in ihren Briefen zurückgreifen (Paris als schönste Stadt der Welt, Paris als Stadt der Liebe, usw.). Hier stellt sich durch die Kenntnis der Literatur eine Nähe zwischen Betrachter und Betrachtetem ein, spürbar durch die bestimmten Artikel (*“die einfachen (...) Mädchen, die eleganten Kurtisanen”*). Ähnlich verhält es sich mit dieser Aussage von Eugen Neufarn:

*Da standen sie alle, die Gestalten, die man tausendmal von Abbildungen her kannte; jetzt hatte man sie alle vor sich!*¹⁰

“jetzt hatte man sie alle vor sich”, “wirklich, man kann sie alle sehen” Zweierlei läßt sich daraus lesen: Diesen Schreibern sind ihre Franzosenbilder bewußt und sie beruhen

⁸ Hans Ahlheit, 2.6.1940

⁹ Heinrich Böll, 2.4.1943

¹⁰ Eugen Neufarn, 18.5.1941

auf Büchern. Hinzu kommt, daß die Wirklichkeit ihren Bildern zu entsprechen scheint, was eine gewisse Vertrautheit herstellt.

2.2.2. Film

Wenn auch in den häufigsten Fällen das deutschsprachige Soldatenkino eine der Hauptattraktionen im Alltag der Truppen war, so wird doch in den untersuchten Briefserien ab und zu ein Besuch im französischen Kino der nächsten Stadt erwähnt, und zwar unabhängig vom Sprachniveau des Schreibers. Eugen Neufarn schreibt sogar:

“Seit der Champagne, wo wir begonnen haben, das Cinéma zu besuchen, habe ich immer Gelegenheit genommen, mir die Filme anzuschauen.”¹¹

Dies lieferte den Anlaß zu zahlreichen Beobachtungen und Urteilen. Schon die Länge des folgenden Zitats zeigt, daß sich Eugen Neufarn ausführlich mit dem Thema beschäftigte:

Ich bin immer wieder überrascht. Vielleicht habe ich Glück gehabt und in der Hauptsache gute Filme gesehen. Aber ganz gewiß: den Franzosen liegt der Film: Gefühl für die Impression, die Atmosphäre. Eine Verfilmung eines Romans von Zola: La bête humaine. Ein Weib, das einen an sich gutmütigen Mann in Verbrechen treibt. Schauspielerisch und in der Fotografie und im Schnitt ganz großartig. Das Ganze spielte im Eisenbahnermilieu. Wie die Kamera nicht einfach eine Szene drehte - wie sie aus der Perspektive des Auges ‘sah’, das war etwas, was ich sonst noch kaum erlebt habe. So die Lokomotive, die auf dem Geleise einherbrauste; man war selber Lokomotive und nahm im Fahren alles wahr - einige Minuten ging das so. Man spürte den Rhythmus der Lokomotive; mehr, als hätte man einen fahrenden Zug daherbrausen sehen. Ich denke, Du verstehst, was ich sagen will - was man so schlecht sagen kann. Dann habe ich einen Kriminalfilm in Erinnerung, der einfach einmalig war für meine Begriffe. Die Psychologie, die darin steckte, die bis ins Letzte getrieben war! Bei uns muß es im Kriminalfilm mindestens hin- und herschießen, einige Tote geben... nichts davon. Hier war ein Verbrecher in der Rolle des Biedermann - und für einen

¹¹ Eugen Neufarn, 8.11.1941

selber kam die Auflösung aller Rätsel erst zum Schluß. - In Paris sah ich einen Film 'Le Duel'. Der Inhalt war, auf eine Formel gebracht; die himmlische und irdische Liebe. Zwei Männer kämpfen um eine Frau. Der eine, als Priester, um ihre Seele, der andere, mit Leidenschaft, um die Frau. Diese beiden Männer sind - Brüder. Der Kampf spielt sich zum Teil im Beichtstuhl ab. Beichtszenen, von denen man leider wenig versteht, soviel Französisch versteht man nicht. Eine ganz heikle Geschichte, jedoch mit letztem Geschmack und Echtheit dargestellt. Schließlich kommt die Sache zum Höhepunkt, als die beiden Brüder sich begegnen und alles klar wird. Die Lösung wiederum: zwar hat die 'irdische Liebe' gesiegt, aber es kommt trotzdem zu einem ergreifenden Abschluß. - Letzten Samstag sah ich dann hier einen Film: Die Frau des Bäckers. Ein Unikum von Bäcker, dem seine junge hübsche Frau mit einem anderen durchgebrannt ist. Welche Verwicklungen das im ganzen Dorf gibt - vom Pastor bis zum Bürgermeister will alles dem Bäcker helfen. Szenen kommen vor, oft von shakespearischer Gewalt und Dunkelheit. Eine Sammlung von Originalen - herrlich! Wunderbare Typen. Schließlich holt der Pastor die Frau zurück. Der Bäcker nimmt sie wieder auf - wie in der Parabel der Vater den verlorenen Sohn. Und nun eine schöne Szene, geradezu symbolisch. Mit der Frau ist auch die Katze wiedergekommen. Der Bäcker schilt sie: sie käme nur zum Fressen wieder, nachdem sie sich draußen rumgetrieben hat usw. Die Frau bezieht das alles auf sich. Reuetränen. Der Bäcker beschwichtigt, weiß gar nicht, was er angestellt hat - und so geht schließlich die Geschichte aus. Alles höchst eindrucksvoll.¹²

Vier Filme werden erinnert und beschrieben, das Fazit lautet: *“den Franzosen liegt der Film.”* Eugen scheut den Vergleich mit Shakespeare nicht (*“Szenen (...) von shakespearischer Gewalt und Dunkelheit”*); der deutsche Film schneidet im Vergleich mäßig ab: *“Bei uns muß es im Kriminalfilm mindestens hin- und herschießen, einige Tote geben...”* Was ihm an den gesehenen Filmen gefällt, beschreibt er wie folgt:

“Gefühl für die Impression, die Atmosphäre.

Schauspielerisch und in der Fotografie und im Schnitt ganz großartig.

Die Psychologie, die darin steckte, die bis ins Letzte getrieben war!

¹² Eugen Neufarn, 8.11.1941

Eine ganz heikle Geschichte, jedoch mit letztem Geschmack und Echtheit dargestellt.

Szenen kommen vor, oft von shakespearischer Gewalt und Dunkelheit. Eine Sammlung von Originalen - herrlich! Wunderbare Typen.

Alles höchst eindrucksvoll.”

Eugen ist des Lobes voll, doch finden sich in anderen Briefserien auch härtere Urteile, wie etwa:

Das Hauptstück, was dann noch gezeigt wurde, war der größte Kitsch der Weltgeschichte, überhaupt keinen Inhalt.¹³

...dann geh' ich doch noch lieber in die manchmal recht sonderbaren französischen Filme.¹⁴

Über diese Berührung mit Kino läßt sich der Grad an Vertrautheit oder Fremdheit der jeweiligen Kultur messen: Wird die Sprache verstanden? Werden die ästhetischen Konventionen anerkannt, also wird auch die Bildsprache auf irgendeine Weise verstanden? Hat man Einsicht in die dramatischen/ psychologischen Motive der Figuren? Sind die Konfliktknoten nachvollziehbar?, usw... Trotzdem spielen Elemente wie Interesse und Zufall mit - so haben sich zum Beispiel zwei der von Eugen Neufarn beschriebenen, damals neuen Filme, inzwischen zu Klassikern der französischen Filmgeschichte entwickelt. Er hatte, wie er selbst vermutete, tatsächlich Glück bei der Auswahl der Filme.

Eugen Neufarn, der die positivste und auch nuancierteste Meinung zum französischen Film vertritt, spickt seine Ausführungen durchweg mit Ausdrücken seiner Überraschung, seiner Entdeckung von Neuem (*“einfach einmalig (...) für meine Begriffe; Ich bin immer wieder überrascht; das war etwas, was ich sonst noch kaum erlebt habe”*), in welchen sich eine positive Grundhaltung gegenüber Neuem spiegelt. Andere scheinen durch das Neue weniger angeregt als befremdet zu sein, die Folgen reichen von leiser, vorsichtiger Distanzierung: *“manchmal recht sonderbar”*, bis zu

13 Ernst Guicking, 17.11.1940

14 Heinrich Böll, 8.4.1943

vorsichtiger Distanzierung: *“manchmal recht sonderbar”*, bis zu kompletter Ablehnung: *“der größte Kitsch der Weltgeschichte”*.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Film in doppelter Hinsicht ein Ort der Begegnung zwischen den Völkern gewesen ist: erstens durch die Filme, die in gewisser Hinsicht für den, der wollte, Einblick in das Innenleben eines Landes zu geben vermochten; zweitens durch das Kino als potentiellen Treffpunkt oder zumindest als Ort der räumlichen Nähe mit der Bevölkerung, ein Ort der Beobachtung und ein Ort des *“gesellschaftlichen Spiels”*, wie der nächste Briefauszug auf recht ambivalente Weise zeigt:

Was meinst Du, wo wir gewesen sind? Im französischen Kino. Du glaubst ja gar nicht, wie das Volk jubelte bei der Wochenschau. Die deutsche Wochenschau wird gezeigt. Natürlich wird nur die gezeigt, die Ihr daheim schon lange gesehen habt. Also Bomben auf England. Das Volk fing an zu klatschen und zu jubeln. Der Beifall erst, als 50 Stukas in Formation anfliegen und mit ihrem Gebrüll abkippten. Ich hab gestaunt. Dann ein Kampf unserer Jäger. Du glaubst gar nicht, was das bei der Bevölkerung für Respekt einflößte. Die Infanterie beim Durchbruch der Maginotlinie. Dann auf ihren endlosen Märschen und wir saßen zu zweit unter dem Volk. Wir mußten uns ansehen und lachen, lächelnd, also nicht laut lachen, über die staunende Menge. Die Wochenschau dauerte wie immer $\frac{3}{4}$ Stunde. Jetzt kommt aber das schönste, Bobi. Als die Wochenschau beendet war, erhob sich das Volk und verließ das Kino. Auf unsere Fragen antwortete eine kleine Platzanweiserin, das sei schon so Mode, seitdem die deutsche Wochenschau gezeigt würde.¹⁵

Bei der Interpretation dieses Briefauszugs, der von Ernst Guicking stammt, ist Vorsicht geboten. Daß die Kinobesucher beim Anblick der *„Bomben auf England“* in Jubel ausbrechen, mag mit der Haltung Englands nach dem Angriff auf Frankreich zusammenhängen: so richteten etwa englische Flieger bei Angriffen auf deutsche Truppen erheblichen Schaden auch in französischen Städten und der Zivilbevölkerung an. Die deutsche Propaganda verstärkte den Vorwurf, Churchill hätte Frankreich mit in den Krieg hineingezogen und betrogen, um England als den wahren Erbfeind der Franzosen

¹⁵ Ernst Guicking, 17.11.1940

zu stilisieren. Sehr verwunderlich erscheint allerdings das geschlossene Verlassen des Kinos nach der Wochenschau, also noch vor dem Hauptfilm. Auch Ernst Guicking wagt es nicht, für sein Erlebnis eine Deutung anzubieten: *“Wir mußten uns ansehen und lachen, lächelnd, also nicht laut lachen, über die staunende Menge.”* bleibt sein einziger Kommentar, der aber auch nicht mehr als die amüsierte Ratlosigkeit der deutschen Beobachter in dieser Situation offenbart. Sie lachen, weil etwas nicht stimmt, weil etwas nicht den Erwartungen, der Norm entspricht. Daß ihr Lachen Verunsicherung und nicht Heiterkeit bedeutete, verdeutlicht er durch den Nebensatz: *“lächelnd, also nicht laut lachen”*. Die Soldaten trauten sich also nicht, der Menge ihre Verwunderung über sie zu zeigen (Ernst erwähnt, daß sie die zwei einzigen Deutschen im Kino waren, also in isolierter Lage, während das restliche Publikum immer mit *“das Volk”* beschrieben wird.) Das Kräfteverhältnis scheint in dieser Situation einmal umgedreht gewesen zu sein: die beiden deutschen Soldaten waren in einem geschlossenen Ort inmitten einer Menge, die Unverständliches tat.

Wie auch immer man in dieser Szene das Verhalten des französischen Kinopublikums - abgesehen von der Frage nach dem Wahrheitsgehalt - deuten will, sei es in Richtung Opportunismus, Verhöhnung oder Witz, auch die Reaktion der beiden Soldaten ist interessant. Das wenige, was Ernst Guicking darüber schreibt, und vor Allem sein Schweigen - die merkwürdige Episode wird als rätselhaftes Kuriosum erzählt, obwohl es sich angeboten hätte, ihr eine patriotische Schlußfolgerung zu verpassen - zeugen von Unverständnis und Verunsicherung.

2.3. Sprache

Die Frage nach der Sprache ist eine zentrale Frage, insofern sie über die Kommunikationsfähigkeit der Soldaten entschied. Daher spielt sie für diejenigen, die wenig oder keinen Kontakt zur Bevölkerung hatten, überhaupt keine Rolle. Für die untersuchten Briefserien gilt, daß sich kein Schreiber aus purem Interesse mit der fremden Sprache beschäftigte. Wo keine Notwendigkeit gegeben war, fehlt jegliche Erwähnung zum Thema. Dies ist jedoch nur bei einem Schreiber der Fall, Alois Scheuer, da dieser seine Frankreichzeit hauptsächlich im Lazarett verbrachte. Für alle anderen ist Sprache ein regelmäßig wiederkehrendes Thema, jedoch mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten versehen, die von der Intensität und der Bewußtheit des Sprachgebrauchs des Schreibers abhängen. Die Übernahme französischer Vokabeln in den Schreibfluß gibt Auskunft über die Verinnerlichung von Sprache und Denkmustern. Daraus resultierende Beob-

bachtungen über die fremde Sprache sind reich an expliziten und impliziten Informationen über die Haltung des Soldaten zu den Franzosen. Die Haltung zur Sprache verrät vieles über die Haltung zu den Menschen, die sie sprechen.

2.3.1. Sprachliche Kompetenz

Die sprachliche Kompetenz ist verständlicherweise das in den Briefen am häufigsten angesprochene Sprach-Thema, da es sicherlich das problematischste war. Zu der Annahme, daß das Sprachniveau mit den Dienstgraden stieg, läßt sich vom untersuchten Material aus wenig sagen. Sprachkundige Soldaten scheinen jedenfalls relativ rar und begehrt gewesen zu sein. Böll erwähnt in seinen Briefen immer wieder Situationen, in denen er in Ermangelung eines kompetenteren Dolmetschers selbst übersetzen mußte. Seine Französischkenntnisse werden geschätzt, er schreibt sogar: überschätzt, was diverse Konsequenzen hat:

es ging aus und ein den ganzen Tag, und die Leute sprudeln so naiv mit ihrem Französisch heraus, als ob ich wirklich alles so richtig verstehen könnte; 16

Was mir meine Position ein wenig verleidet, ist meine völlige Unkenntnis der französischen Sprache, während man mir mehr zutraut, als ich wirklich kann; so komme ich oft in peinliche Situationen, mehrmals am Tage. Ich will doch erst mal wirklich Französisch lernen, es ist so aufreibend.17

Bald stellte sich heraus, daß nicht nur die Franzosen eine hohe Meinung von seinem Sprachtalent hatten, sondern auch die Deutschen:

während ich in Urlaub war, hat man mich zur Dolmetscherprüfung in Französisch gemeldet (...); mir wurde wirklich ein wenig sonderbar dabei, als ich las und hörte, daß man mich als "fließend und perfekt" gemeldet hat; es läßt sich leider nicht mehr widerrufen, und so muß ich wohl diese Prüfung antreten, die eine etwas peinliche Blamage sein wird, mein Französisch ist nämlich nichts als eine mehr oder weniger große Stümperei, ein kümmerlicher Behelf, der mich je

16 Heinrich Böll, 4.12.1942

17 ebd., 23.3.1943

*nach meiner Stimmung befähigt, das Allernotwendigste den Leuten klarzumachen.*¹⁸

So schlimm wie Böll sie sich ausmalte wurde die Prüfung nicht, aber vielleicht auch nicht so erfolgreich wie seine Kollegen es erwartet hatten:

Die Zivilisten fragten mich aus der Literatur und Geschichte; die Literatur hat mich dann wohl gerettet, so daß ich soeben noch in der untersten Stufe als "Sprachkundiger" bestanden habe; 19

Die Einschätzung des eigenen Sprachniveaus ist bei Heinrich Böll differenziert und unterliegt Schwankungen, wobei sie überraschenderweise mit den Jahren nicht besser wird, sondern eher schlechter. Zu Anfang schreibt er noch voller Elan:

*es ist doch auch schön, einmal "la douce France" kennenzulernen. Ich kann mich gut mit den Leuten verständigen; das ist ebenso wertvoll wie reizvoll.*²⁰

Bald landet er bei seinem Grundtenor:

ich lerne sehr viel dabei [beim Plaudern mit Franzosen], aber ich bin maßlos abhängig von Stimmungen; wenn ich froh bin und glücklich - so wie heute - , dann kann ich oft fast fließend sprechen, dann macht es wirklich Spaß; oft auch bin ich unfähig, die einfachsten Worte herauszubringen; 21

In den Briefen wird überraschend wenig über Schwierigkeiten mit der Sprache berichtet. Hier jedoch einige Beispiele dafür:

*Aber französisch! - und das Übersetzen macht mir doch allzu große Mühe.*²²

18 ebd., 11.3.1943

19 ebd., 17.3.1943

20 Heinrich Böll, 12.8.1940

21 ebd., 15.10.1942

22 Hans Ahlheit, 29.7.1940

*wirklich, oft ekelt mich dieses "Welsche" an.*²³

An Lernbereitschaft aber scheint es nicht gemangelt zu haben: In zwei Briefserien wird der Wunsch nach einem Sprachführer oder Wörterbuch kundgetan, bei Heinrich Böll ist vom Besuch eines "*Französisch Kursus*"²⁴ die Rede. Außerdem übt er mit seinen französischen Bediensteten:

*Sie [seine Köchin] spricht außerdem ein ausgezeichnetes Französisch, unverfälscht durch die Verwaschungen der Faulheit, die wohl bei jeder Sprache so im Umgang geschehen können. Ich ernte manchen Rüffel wegen grober Fehler, dem dann jedesmal ein langsames und genaues Aussprechen des betreffenden Wortes folgt... (...) Monsieur Ernest [sein Hausmeister] ? Eine großartige Type, mit dem ich den Sprachunterricht noch ausgiebiger betreibe, allerdings lernt man bei ihm nur den Jargon einer Hafenstadt, die verschiedensten Ausdrücke für die verschiedenen Typen von Frauen, teils erfreuliche, teils unerfreuliche Bezeichnungen;"*²⁵

Der Eindruck von den Sprachfertigkeiten der Soldaten im untersuchten Material ist, daß, soweit Kontakt mit der Bevölkerung bestand, sich auf deutscher Seite eine hohe Lernbereitschaft einstellte. In puncto Sprache finden sich kaum negative Bemerkungen, noch nicht einmal zur Schwierigkeit sie zu erlernen. In den untersuchten Briefserien spiegelt sich eine tendenziell aufgeschlossene Haltung gegenüber dem Französischen, was gute Voraussetzungen für den Kontakt zur Bevölkerung bietet. Ein letztes Zitat soll die Leichtigkeit im Ton zeigen, die die Einstellung der meisten Schreiber zur fremden Sprache charakterisiert:

Er war lange Soldat, auch in Gefangenschaft, und spricht gut Deutsch; es ist immer drollig, ihn Deutsch sprechen zu hören, und ich frage mich, ob es wohl für die Franzosen genauso drollig ist, wenn ich Französisch spreche. ²⁶

23 Heinrich Böll, 16.12.1942

24 ebd., 28.5.43

25 Heinrich Böll, 8.5.1942

26 Heinrich Böll, 24.4.1943

2.3.2. Benutzen der französischen Sprache

2.3.2.1. Übernahme französischer Wörter

Obleich sich gemachte Ausdrücke und Redensarten größerer Beliebtheit erfreuten, finden sich in den untersuchten Briefen ab und an Sätze, in denen ein einzelnes französisches Wort statt des deutschen Pendants bevorzugt wurde. Dies obwohl keiner der Schreiber mühelos fließend Französisch beherrschte. Warum? Es fällt auf, daß die "Eingliederung" französischer Vokabeln in den Schreibfluß in zwei Fällen geschieht: Erstens, wenn das französische Wort für den Schreiber eine spezifischere, konkretere Bedeutung zu haben scheint als der entsprechende deutsche Ausdruck. Ein Beispiel:

..der verwies mich an den "instituteur".²⁷

Man kann sich unschwer vorstellen, daß Heinrich Böll nach dem Treffen mit besagtem Schulmeister ein sehr bestimmtes Bild von ihm hat, welches sich von Schulmeistern in der Heimat unterschied. In diesem Sinne heißt "instituteur" nicht das gleiche wie "Schulmeister", da die Wörter unterschiedliche Realitäten bezeichnen. Anders ausgedrückt: Neue Elemente der Wirklichkeit des Schreibers verlangen nach neuen Bezeichnungen, daher vielleicht die Tendenz, bestimmte Dinge, die der "französischen Welt" angehören, auf Französisch zu benennen.

An anderen Stellen scheint es, als würde der Schreiber die französische Vokabel spielerisch einsetzen, weil er Gefallen daran findet. Ein sicheres Zeichen für eine positive Einstellung zur fremden Sprache. Ein Beispiel hierfür:

Heute abend befinde ich mich in einem Zustand, den die Franzosen mit "karoussell" bezeichnen; ich habe 12 ganz phantastische Cocktails getrunken.²⁸

2.3.2.2. Übernahme französischer Ausdrücke

Das Benutzen französischer Ausdrücke und Redensarten setzt zweierlei voraus: ein relativ hohes Sprachniveau und den Kontakt mit Muttersprachlern. Ich unterscheide zwischen zwei Formen der Übernahme von französischen Ausdrücken in den Schreib-

²⁷ Heinrich Böll, 5.6.1943

²⁸ Heinrich Böll, 17.5.1943

Schreibfluß: das Zitieren “nebenbei”, wo geläufige Redewendungen natürlich in den Satz einfließen, etwa:

*So gibt es zum Beispiel auf Marken nur alle 10 Tage Butter (!!), während man “marché noir” täglich zu hohen Preisen irgendwo bestimmt welche haben kann, bestimmt bei den Bauern...so ist es fast mit allem.*²⁹

Und was mir am meisten leid tut, ich muß eine Reihe von meinen Erwerbungen wohl oder übel zurücklassen. C’est mauvais. ³⁰

Am ersten Zitat ist bemerkenswert, daß Heinrich Böll den Ausdruck “*marché noir*” (Schwarzmarkt) zwar semantisch korrekt, jedoch grammatikalisch falsch einsetzt. Von der Satzstruktur her würde das deutsche Adjektiv “schwarz” passen. Er fügt den französischen Ausdruck etwas holprig in ein deutsches Satzgefüge ein, ohne auf die Grammatik zu achten. Auch Heinrich Böll, der ja wenige Monate zuvor die Dolmetscherprüfung in Französisch abgelegt hatte, geht es hier nicht um Feinheiten. Allein, diese eigentümliche Sprachmischung in den Briefen - bei Eugen folgt lakonisch ohne Anführungszeichen ein französischer Kommentar auf den deutschen Satz davor - zeugt von einer gewissen Verinnerlichung der französischen Sprache. Dieses Sich-Aneignen der Sprache des Kriegsgegners ist ein wichtiges Merkmal des Verhaltens der deutschen Besatzungssoldaten in Frankreich. In Feldpostbriefen von der Ostfront³¹ wurde ein Zusammenhang festgestellt zwischen der auch sprachbedingten Distanz der Wehrmachtssoldaten zur Zivilbevölkerung und ihrer Akzeptanz des propagierten Russen-Feindbildes.

Nun barg umgekehrt in Frankreich das Erlernen der Sprache des Gegners schon ein enormes Annäherungspotential, und dies nicht nur konkret im Alltag (Verhandeln, Plaudern, usw...), sondern auch innerlich für den einzelnen Soldaten, indem dadurch die Gelegenheit gegeben war, Vorurteile zu überprüfen und mit eigenen Erfahrungen abzugleichen.

²⁹ Heinrich Böll, 12.4.1943

³⁰ Eugen Neufarn, 14.5.1941; *C’est mauvais*: „das ist schlecht“.

³¹ Vgl. Stenzel: Das Rußlandbild des ‘kleinen Mannes’

Als Zweites begegnet man in den Briefen dem, was ich das “bewußte” Zitieren nenne, in dem der/die Adressat/in gezielt etwa auf eine Redensart aufmerksam gemacht wird, sei es als Kuriosum, als “typisch” für etwas, oder als etwas Schönes. An dieser Stelle setzt manchmal eine Reflexion über die französische Sprache mit Rückschlüssen auf die Wesensart der Franzosen an.

Hans Ahlheit und Heinrich Böll zitieren assoziativ und exemplarisch Gehörtes ganz kommentarlos:

Ich esse auch öfter Fisch, den sie hier sehr gut und mit allen Raffinessen zubereiten, aber man bekommt heftigen Durst (poisson sans boisson est poison, sagt man hier). 32

sie haben nichts, “pas du tout, du tout” 33

Teilweise enthalten die Zitate zusätzlich eine Wertung:

Die Franzosen, die sich auf bon mots über die Frauen so gut verstehen, wissen auch dieses: La femme fait passer le temps -Le temps fait passer la femme.34

Die Franzosen haben ein treffendes Wort für Schuleschwänzen, sie sagen “faire l’école buissonnière”, ein wunderbarer Ausdruck.35

In beiden Fällen spricht aus dem Kommentar eine positive Einstellung zum Französischen. Negative Kommentare kommen in den untersuchten Briefen nicht vor.

32 Hans Ahlheit, 19.1.1940; *poisson sans boisson est poison*: „Fisch ohne Getränk ist Gift“

33 Heinrich Böll, 8.12.1942; *pas du tout, du tout*: „nicht, überhaupt nicht“

34 Eugen Neufarn, 28.12.1941; *La femme fait passer le temps -Le temps fait passer la femme*: „Frauen vertreiben einem die Zeit - Die Zeit vertreibt die Frauen“

35 Heinrich Böll, 17.4.1943; *faire l’école buissonnière*, wörtlich „zur Gebüsch-Schule gehen“

2.3.2.3. "Eindeutschen" französischer Wörter

Eine radikalere - und oft komische - Art, französische Vokabeln in den Schreibfluß zu integrieren, läuft über die Verben. Französische Verben werden bewußt mit einer deutschen Endung versehen, um sie konjugieren zu können. Hier läßt sich wirklich von einer Übernahme dieser Verben in die eigene Sprache reden, sie werden sozusagen "eingedeutscht". Trotzdem betonen oftmals Anführungszeichen die Fremdartigkeit des Verbs. Hier einige Beispiele für den freien Umgang der Soldaten mit der fremden Sprache:

...hier bei mir ihren Nacht-Ausweis erbetteln und dann mit einem verschämten Lächeln verlängern kommen, weil sie sich "trompiert" haben...³⁶

der verwies mich an den "instituteur", der sich mit solchen Dingen "occupierte".³⁷

2.3.3. Überlegungen zur französischen Sprache

Waren die Sprachkompetenz mitsamt einer relativ freien Sprachnutzung der erste Schritt zur Verständigung mit der französischen Bevölkerung, so enthalten die Briefe ebenfalls Zeugnisse eines zweiten Schrittes: des Nachdenkens über die fremde Sprache. Interessanterweise kreisen fast sämtliche Sprachbeobachtungen der untersuchten Briefserien um das weite Feld der Liebe. Warum? Insgesamt stellt es ein wichtiges Thema für viele Schreiber dar. Hinzu kommt, daß dies - in den untersuchten Briefen - das Gebiet ist, auf dem sich alle Schreiber am stärksten von den Franzosen abgrenzen, auch sprachlich. Es werden weitaus mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten beschrieben, Befremden geäußert, im Ton der Herablassung oder der Bewunderung. Auch durch die folgenden Briefauszüge zieht sich konsensual das Klischee, daß die Franzosen - wie es ihre Sprache verrate - zu diesem Gebiet eine besonders hohe Affinität hätten. Im folgenden Zitat ist die Gleichsetzung von Sprache und Sprecher besonders auffällig:

³⁶ Heinrich Böll, 8.5.1943; *se tromper*: sich irren.

³⁷ Heinrich Böll, 5.6.1943; *s'occuper de..*: sich um etwas kümmern.

*Meine Sprachkenntnisse sind nun doch zu gering, um das wirklich rührende Liebesgestammel eines deutschen Infanteristen in die Sprache dieses Volkes zu übersetzen, bei dem die Liebe eine Art entartete Kunst darstellt.*³⁸

Die Unfähigkeit oder Weigerung zu übersetzen kommt in diesem Fall einer Distanzierung gegenüber den Franzosen gleich. Im Liebesbereich seien die Unterschiede so groß zwischen Deutschen und Franzosen, daß sich mit Sprache keine Brücken schlagen lassen. In anderen Briefen berichtet Heinrich Böll ausgiebig von alltäglichen Plaudereien und Gesprächen mit Franzosen - nur was die *“Liebe”* betrifft versteht er die Franzosen nicht. Diese Unterschiede sowie ihre sprachliche Manifestierung beschreibt er immer wieder:

*...nur grausam liberal und oft ganz erstaunlich geschmacklos. Oft sind Szenen zwischen Mann und Frau geschildert, wie man sie sich in der deutschen Sprache nicht erlauben darf, unsere schöne deutsche Sprache ist zu schamhaft und schüchtern dazu, wirklich, ich habe es selbst festgestellt, daß manche Stellen bei Maupassant und A. France, die im Französischen noch durchaus “gangbar” sind, im Deutschen wie direkte, platte Zoten wirken.*³⁹

Seine Aussagen beziehen sich auf ein Buch, das er gerade liest: *“Das geliebte Gesicht”*. In *“unsere schöne deutsche Sprache ist zu schamhaft und schüchtern dazu”* schreibt Heinrich Böll einer Sprache Eigenschaften zu, die üblicherweise zur Charakterisierung von Menschen gebraucht werden. Das Postulat der Identität von Sprechern und Sprache liegt im Raum, ohne ausgesprochen zu werden, denn an dieser Stelle geht es ihm um den Sprachvergleich. Die These lautet, auf die französische Perspektive umformuliert: Die Franzosen können bezüglich *“Szenen zwischen Mann und Frau”* sprachlich weit gehen, während man sich so etwas *“in der deutschen Sprache nicht erlauben darf”* unter der Gefahr *“direkte, platte Zoten”* zu produzieren. In dem Franzosen- und Deutschenbild, welches dahinter steckt, spiegeln sich sehr alte Wahrnehmungsmuster. Die Vorstellung vom französischen Lebemann und Libertin steht der des tugendhaften, disziplinierten Preußen gegenüber.

38 Heinrich Böll, 31.8.1943

39 Heinrich Böll, 11.4.1943

Eugen Neufarn schreibt seinem Freund Hans Ahlheit eine Sammlung von Sprichwörtern, die er in einem Gasthaus aufgeschnappte, um durch sie die Art der Franzosen in Sachen Liebe zu dokumentieren. Noch vor den Sprichwörtern liefert er die Interpretation:

“Auf wen bezogen sich diese bon mots, natürlich auf die Frauen; natürlich - weil wohl kein Gebiet ist, wo die Herren Franzosen so erfinderisch sind. L’amour ist hierzulande ein Zauberwort. Du weißt ja Bescheid, die weite Verderbtheit gesteigert bis zur Perversität.”⁴⁰

Es folgt eine Auflistung der “*proverbs*” (Sprichwörter) mitsamt aufschlußreicher Kommentare:

Da ist erst mal eins allgemeinen Inhalts;

Trop parler nui

trop gratter cuit

(Zuviel unnützes Zeug reden - heißt, immer wieder eine wunde Stelle kratzen.)

Fürwahr! Weiter:

Pour l’homme la force

Pour la femme la ruse.

Übersetze selber! Ruse heißt List. Eine Variation:

Une femme aura toujours un homme par sa ruse,

mais jamais un homme n’aura une femme par la force.

Quid erat demonstrandum. Die Komplimente an die Listen der Weiber gehen doch sehr auf Kosten der Männer. Der französischen Männer allein? Ich weiß nicht! Weiter!

Une femme ne doit pas être correcte;

Si elle est correcte, - elle n’est pas une femme.

Na - durchaus französisch! Ohne Kommentar! Ebenfalls als Abschluß die Feststellung:

Si elles n’étaient pas ainsi,

Vous n’aimerez pas les femmes.

Da also schweigt des Sängers Höflichkeit. Als letztes aber noch eine Sentenz, die mir am besten und allgemeingültigsten scheint - aus der Perspektive des Mannes. Schopenhauer würde seine Freude daran gehabt haben.

Des femmes ne guérissent pas d'une femme;

Mais une femme peut guérir d'une femme.

Ist er Dir verständlich? Guérir heißt heilen.⁴¹

Eugen Neufarn zitiert auch an anderen Stellen Sprichwörter, und er steht damit nicht alleine. Aus Kommentaren wie *“Na - durchaus französisch!”* wird ersichtlich, daß er diese als Indiz für die französische Wesensart ansieht, nicht als nichtssagende Spielerei. Seine Meinung zum Inhalt wechselt von Sprichwort zu Sprichwort. Einige kann er nachvollziehen (*“eine Sentenz, die mir am besten und allgemeingültigsten scheint”*), von anderen distanziert er sich (*“Da also schweigt des Sängers Höflichkeit”, “Quid erat demonstrandum”*) und stuft sie als typisch französisch ein (*“Na - durchaus französisch! Ohne Kommentar”*). Was aber sieht Eugen als typisch französisch an? Explizit werden nur diese zwei *“proverbs”* so eingestuft:

*Une femme aura toujours un homme par sa ruse,
mais jamais un homme n'aura une femme par la force* und

*Une femme ne doit pas être correcte;
Si elle est correcte, - elle n'est pas une femme.*

Das Sprichwort aber, mit dem sich Eugen am besten identifizieren kann, lautet:

⁴¹ Eugen Neufarn, 8.11.1941; *Pour l'homme la force, Pour la femme la ruse*: Dem Mann die Kraft, der Frau die List; *Une femme aura toujours un homme par sa ruse, mais jamais un homme n'aura une femme par la force*: Immer kann eine Frau einen Mann mit List erobern, doch nie ein Mann eine Frau mit Gewalt; *Une femme ne doit pas être correcte; Si elle est correcte, - elle n'est pas une femme*: Wär' eine Frau korrekt, dann wär' sie keine Frau; *Si elles n'étaient pas ainsi, Vous n'aimeriez pas les femmes*: Wären sie anders als sie sind, würdet Ihr die Frauen nicht lieben; *Des femmes ne guérissent pas d'une femme; Mais une femme peut guérir d'une femme*: Frauen vermögen einen nicht von einer Frau zu heilen, aber eine Frau vermag es.

*Des femmes ne guérissent pas d'une femme;
Mais une femme peut guérir d'une femme.*

Im Vergleich fällt auf, daß die beiden *“typisch französischen”* Sätze, also die, denen gegenüber er Befremden äußert (siehe oben), von der Tücke und Macht der Frau handeln; während im Satz, der ihm *“am besten und allgemeingütigsten scheint”* im Gegenteil die Position der Frau geschwächt ist durch die Betonung ihrer Austauschbarkeit. Offenbar geht es in diesem Brief an seinen Freund nicht nur um Sprichwörter und was diese über die Franzosen verraten, sondern um Selbstdarstellung. Er beschreibt das, was er als seine männliche Rolle ansieht, anhand von und in Abgrenzung zu französischen Mustern. Unter *“typisch französisch”* laufen bei ihm für Frauen Eigenschaften wie: *“ruse”* und *“pas correcte”* (List und Hinterhältigkeit). Zu den Männern schreibt er nur: *“Die Komplimente an die Listen der Weiber gehen doch sehr auf Kosten der Männer. Der französischen Männer allein? Ich weiß nicht!”* Insgesamt ist das Franzosen- und Französinnenbild, das Eugen mit Sprichwörtern und eigenen Kommentaren zeichnet, geprägt von sarkastischer Herablassung, die Distanzierung beinhaltet. Die Frauen erscheinen hinterlistig und die Männer schwach.

Zuletzt noch ein Zitat aus einem Heinrich Böll-Brief, in dem auf eine andere Art als oben seine Verwirrung über fremde Codes in Verbindung mit Sprache zum Ausdruck kommt:

Das Schreckliche ist, das man bei diesen Franzosen nie weiß, ob sie mit ihrer “amour” die physische Liebe allein meinen oder die ganze, wirklich menschliche Liebe.⁴²

2.3.4. Ergebnisse

In Bezug auf die Sprache des Gegners - ein Thema, dessen Bedeutung spezifisch für die Besatzungssituation in Frankreich war, in Briefen aus dem Osten etwa findet es kaum Erwähnung⁴³ - wurden in den untersuchten Briefen zwei Konstanten festgestellt. Erstens läßt sich durchgängig eine relativ große Neugier und Lernbereitschaft beobach-

⁴² Heinrich Böll, 2.5.1943

⁴³ Latzel: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg?, S. 119

ten. Das Ergebnis ist in den meisten Fällen ein reger Umgang mit der fremden Sprache, der sich in den Briefen durch das Benutzen französischer Wörter und Ausdrücke niederschlägt. Berührungängste oder Befremden gegenüber der Sprache werden kaum beschrieben, ebenso wenig Schwierigkeiten. Alles in allem spiegelt sich in den untersuchten Briefserien eine durchweg positive Einstellung zur französischen Sprache, was sich gewiß als kontaktförderlich erwiesen hat.

Zweitens stellen einige Schreiber, angeregt durch den täglichen Sprachgebrauch und durch Gespräche mit der Bevölkerung, Beobachtungen und Überlegungen an über die fremde Sprache. Hierbei treten Aspekte ihres Franzosenbildes hervor. Die Sprachvergleiche beziehen sich interessanterweise stets auf das Thema Liebe, wobei die Soldaten alle die Unterschiedlichkeit beider Sprachen betonen und sich von den Franzosen in dieser Hinsicht deutlich distanzieren. Dominant ist eine positive Haltung der Sprache gegenüber, bei aller Abgrenzung von gewissen vermeintlichen charakteristischen Wesensarten der Franzosen, die diese verkörpert. Die brieflichen Äußerungen der Soldaten zum Thema Französisch enthalten folglich beides: Anziehung und Abgrenzung.

3. Themenkomplex "touristische" Betrachtungen

3.1. Materielle Situation der Bevölkerung

Neben Brief- und Päckchenempfangsbestätigungen zählen in den untersuchten Feldpostbriefen aus Frankreich Berichte von Einkaufsgängen und "Organisier"-Touren zu den häufigsten Inhalten. Diese sind aufschlußreich für das Bild, das die Soldaten von der materiellen Situation des besetzten Landes in die Heimat weitergaben. Dieses Bild ist relevant als ein Teil der Wahrnehmung des Kriegsgegners, daher beziehe ich die Beschreibungen der materiellen Situation auf die Franzosen, nicht auf die deutschen Soldaten, was die übliche Perspektive wäre. Ich gehe den Fragen nach: Wie haben die Soldaten in ihren Briefen die materielle Lage der französischen Zivilbevölkerung dargestellt? Wie fallen Vergleiche mit Deutschland aus? Wird der Feind als reich oder arm, als sauber oder schmutzig wahrgenommen? Wie werden seine Lebensbedingungen geschildert? Wird dabei Empathie gezeigt oder Überlegenheit, welche Position nimmt der Schreiber ein?

3.1.1. Reichtum/ Versorgungslage

Besonders 1940, während des Feldzuges und zu Beginn der Besatzung, wird in den untersuchten Briefen ausgiebig vom Reichtum des Landes geschwärmt. Vorgeprägte Ausdrücke wie "*Schlaraffenland*" und "*Leben wie Gott in Frankreich*" erfreuen sich großer Beliebtheit. Gemeint ist in erster Linie das Essen, dessen regelmäßige Beschreibung in den Briefen viel Platz einnimmt. Hier einige Beispiele:

auch gezeichnete Schlemmer, verfettete Gestalten, so daß es einem kräftig dargetan wird, daß man sich im Vorfeld des dickwanstigen, fraß- und sauffrohen Pallieter befindet. Fülle an Fleisch und Butter, Käse, Eingemachtem, schneeweißem Brot und tiefrotem herrlichen Wein, der wie Öl fließt.¹

¹ Hans Ahlheit, Mai 1940

Ein gutes Abendessen, Wein und Glühwein. Staunst Du nicht über ein solches üppiges Leben? Was daheim fehlt, ist hier im Überfluß.²

Schon im Jahre 1939 (letztes Zitat) wird die Versorgungslage als besser als in Deutschland beschrieben. Ausdrücke wie “*üppiges Leben*” und “*Überfluß*” sind charakteristisch nicht nur für diese Anfangsjahre, sondern auch für die Sieges-Euphorie, die in den frühen Briefen mitschwingt. Doch regte dieser im besiegten Land vorgefundene “*Überfluß*” den einen oder anderen an, sich Gedanken zu machen über die vergleichsweise Armut im Land der Sieger:

Wie arm waren wir doch schon vorher, wenn es hier, in einem besiegten Land, nach einem Kriegsjahr und tausenderlei Einkäufen aller wechselnden Truppen immer noch vieles gibt. Gewiß, es gibt nebenher auch eine große Armut - aber im Vergleich... Man macht sich so seine Gedanken. Wir waren wirklich die ‘Habichtse’- und ich glaube, wir werden es noch lange bleiben.³

Ähnliche Bemerkungen finden sich noch fast ein Besatzungsjahr später:

Und es war eine herrliche ‘Feier’. Dieses Frankreich ist doch eigentlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Stelle Dir vor: dort hatten wir unseren Uffz.-Abend. Und nun gehören wir zur Familie! Samstag abend begann der Festschmaus. Zwei Stunden haben wir ununterbrochen gespeist. Anno 42 gibt’s sowas noch! Man darf das nicht nach Hause schreiben, sonst entsteht Revolution! ⁴

Aus beiden Ausschnitten geht klar die Meinung hervor, daß es um die Heimat der Sieger versorgungsmäßig schlechter steht als um die der Besiegten. Das Kritikpotential dieser Feststellung drückt der Schreiber mit der Erwähnung der Revolution nicht ohne Humor aus. Von Solidarität mit der Heimat oder schlechtem Gewissen an dieser Stelle keine Spur..

2 Ernst Guicking, 19.10.1939

3 Eugen Neufarn, 17.5.1941

4 Eugen Neufarn, 13.2.1942

Heinrich Böll beschreibt ähnliche Erfahrungen bei seiner Einquartierung bei einer Bauernfamilie auf dem Land:

Die Bauern sind wahnsinnig stur und anspruchsvoll, sie leben wie die Fürsten, trinken Bohnenkaffee, rauchen dicke Zigarren, und die Kinder haben das Maul verklebt von Schokolade und Zuckerwerk.⁵

Bohnenkaffee, Rauchwaren, Schokolade, Zucker - allesamt Waren, die Sommer 1943 in Deutschland schon lange rar und wertvoll waren. Gleichzeitig scheint durch seine übertriebene Beschreibung der Bauern das Propagandaklischee der Dekadenz des französischen Volkes durch. Das Bild des im Überfluß lebenden Landvolks trügt, war doch die Versorgungslage in Frankreich nach drei Jahren deutscher Besatzung und systematischer Ausbeutung unter anderem der Landwirtschaft keinesfalls mehr besser als in Deutschland. Nur profitierte natürlich wie in jedem Krieg die Landbevölkerung vom blühenden Schwarzmarkt, auf den die Städter zunehmend angewiesen waren.

Die allmähliche Entwicklung des "Schlaraffenlands" zum Ausverkauf - die ökonomische Schwächung war eines von Hitlers Zielen in Frankreich - zeichnet sich in den Briefen ab:

Ich suche jetzt noch nach einer Gelegenheit, für Vater ein paar anständige Zigarren aufzutreiben, denn in Frankreich gibt es nichts mehr, keine Zigaretten, Zigarren und keinen Kaffee. 6

Heute nachmittag habe ich mich in C., dem kleinen Städtchen, noch einmal sehr nobel rasieren, die Haare schneiden und waschen lassen, das einzige, was in Frankreich noch billig ist. 7

3.1.2. Hygiene

Wie aus dem Osten ist auch in den Briefen aus Frankreich von Schmutz die Rede, jedoch in begrenztem Maße und ohne daß dies zwingend zu abfälligen Urteilen über

5 Heinrich Böll, 14.8.1943

6 Heinrich Böll, 4.8.1940

7 Heinrich Böll, 30.9.1943

die Menschen führen würde. Das in Deutschland propagierte Klischee des dreckigen Franzosen - als Gegenstück zum körperlich und moralisch "sauberen" Arier - bedienen zwei der fünf Schreiber, doch in sehr unterschiedlichem Tonfall:

*Ich sage Dir aber, ein Gestank in den Unterständen, nicht zum Aushalten. Wie in einem Affenstall. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß sich der Mensch so weit herab lassen kann.*⁸

*Jetzt sind wir da, wo wir vor einigen Tagen den Franzmann noch getroffen haben. Seine Spuren sind noch deutlich zu erkennen. Dreck und eine totale Unsauberkeit in allen Räumen. Das ist sein Erkennungszeichen.*⁹

Aus dem ersten Zitat spricht Überlegenheitsgefühl und eine starke Abwehrhaltung. Der Topos des schmutzigen Franzosen findet im kollektiven Singular "der Franzmann" und in der Erwähnung des Drecks als "Erkennungszeichen" seine Entsprechung. Doch bei aller Stärke des Ausdrucks, eine Identifizierung der Bevölkerung mit dem Dreck, wie man ihr in Feldpostbriefen aus Rußland begegnet¹⁰, findet nicht statt. Dies mag mit der rassistischen Einstufung der Franzosen als Arier zusammenhängen - mit Ausnahme der französischen Juden und Schwarzen, und mit dem Gebot der Korrektheit gegen die Bevölkerung.

In anderen Korrespondenzen wird der Hygienemangel ohne Überheblichkeit beschrieben, etwa:

*Infolge der nicht gerade überragenden Sauberkeit der französischen Landbewohner ist die Fliegenplage wahrhaft entsetzlich;*¹¹

heute abend sah ich fünf Katzen, die aus einem frisch gefüllten Melkeimer friedlich tranken, ohne daß die Bäuerin sie daran hinderte; da kann natürlich der Butter-Appetit bedenklich schwankend werden, aber die Bauern sind wohl gefeit gegen solche Hygiene-Gegenmaßnahmen; ich schaudere und staune immer wie-

8 Ernst Guicking, 19.10.1939

9 Ernst Guicking, 25.10.1939

10 Vgl. Stenzel: Das Rußlandbild des 'kleinen Mannes', S. 75

11 Heinrich Böll, 25.8.1940

der, wenn ich die Tische und Näpfe völlig schwarz von ganzen Fliegenvölkern sehe, und daneben die kerngesunden Bauerngesichter...¹²

Der Schmutz wird mit einem Euphemismus umschrieben (*“nicht gerade überragende Sauberkeit”*), und die Erwähnung der offenkundigen Gesundheit der Bauern relativiert den Eindruck des Hygienemangels. Demensprechend fällt auch das Fazit des Schreibers aus: *“ich schaudere und staune”*, doch er urteilt nicht. Vor allem über die Menschen nicht, die unter diesen Umständen ihr Dasein fristen. Der Schreiber läßt ein nuanciertes Bild der Zivilbevölkerung entstehen: Zwar lebt sie unter hygienisch schlechten Bedingungen, doch es schadet ihr nicht. Diesen Aspekt des Lebens sieht der Schreiber nicht als Charakteristikum des Volkes an, es wird nicht mit dem Schmutz identifiziert, wie es bei anderen Feindbildern der Fall war, etwa bei Juden. Diese differenzierte, nicht rassistische Haltung der Schreiber in Bezug auf Schmutz ist in den untersuchten Briefen vorherrschend.

3.2. Religion

3.2.1. Von Verbundenheit und Gegensätzen

Über das religiöse Leben der französischen Bevölkerung schrieben nur Hans Ahlheit und Eugen Neufarn, wahrscheinlich da sie die religiösesten waren unter den fünf zitierten Soldaten. Ihre katholische Konfession mag zusätzlich einen speziellen Bezug hergestellt haben zur selbsternannten *“Tochter der Kirche”*. Die Begeisterung der beiden für kirchliche Bauten etwa, vor allem für Kathedralen, äußerte sich in seitenlangen detailreichen Beschreibungen, in Postkarten und eigenen Skizzen. Doch wendeten sie ihre Aufmerksamkeit auch der Ausübung der Religion in der Bevölkerung und innerhalb der Kirche zu.

Der Besuch des Gottesdienstes zum Beispiel stellte für die gläubigen Soldaten ein besonderes Kontaktfeld mit der Zivilbevölkerung dar. Eugen Neufarn und Hans Ahlheit schildern Zusammenkünfte von Besatzern und Besetzten im Gotteshaus:

In Notre Dame am Sonntag war ein Amt des Cardinals Suhard. Das mittelalterliche Gepräge und Zeremoniell, das Halbdämmerige der Kathedrale, der Licht-

¹² Heinrich Böll, 17.7.1943

schein und das moderne Volk in den bunten Gewändern, dann als Zuschauer deutsche Soldaten und das Klirren und Tapsen der Stiefel - das alles brachte einen eigentümlichen, spannungsreichen Zusammenklang.¹³

Heute morgen durfte ich mit Adolf in die Messe. Wir waren wohl die einzigen Deutschen in dem bunten Volk, das zum Hochamt gekommen war. Es ist alles ordentlich südlich ausgeschmückt - bis auf's Benehmen in der Kirche hin. Wir gingen also in die Kathedrale. Zwischen Weihrauch der odeur [Geruch] der rot-geschminkten und gepuderten Damen! Viele Kinder, - einige Männer, ein Hund, (den man hinauswarf), hinten unter der Orgel die Matratzen der Flüchtlinge, an den Türen bettelnde Kinder. (...) Der erste Kantor zupfte die 6- und 7-jährigen Knirpse in die Backen oder an die Ohren, wenn sie nicht achtgaben beim Singen, - und wenn sie es gut gemacht hatten, strich er ihnen auch übers Haar. Ob die Jungen wohl wußten, was sie bei der Opferung sangen? 'Dem gedemütigten Volke bringst Du Rettung her und machst demütig die Blicke der Stolzen. Wer denn ist Gott außer Dir, o Herr!' ¹⁴

In beiden Briefausschnitten wird die herausragende Lage der deutschen Soldaten betont. Im zweiten Ausschnitt sind sie nur zu zweit (ein Mengenverhältnis, das an die in Kapitel 2.2.2. geschilderte Kino-Anekdote erinnert), im ersten werden sie sogar als "Zuschauer" bezeichnet. Es wird spürbar gemacht, daß die politischen Spannungen nicht vor dem Kirchentor Halt machen („...das alles brachte einen eigentümlichen, spannungsreichen Zusammenklang.“). Besonders der zitierte Gesangstext am Ende des zweiten Ausschnitts spielt darauf an. In ihm finden wir wahrscheinlich ein schönes Beispiel für die Umgehung der Zensur bei Feldpostbriefen vor. Der Inhalt des Textes legt nahe, daß Hans Ahlheit hier das Mittel des Zitats und den Schutzmantel der Religion für eine kritische Äußerung nutzt. In der Tat liest sich das Kirchenlied wie ein scharfer Angriff auf die Nationalsozialisten ('...und machst demütig die Blicke der Stolzen. Wer denn ist Gott außer Dir, o Herr!'), und die Biographie Hans Ahlheits läßt vermuten, daß es auch in diesem Sinne gemeint ist. 'Dem gedemütigten Volke bringst Du Rettung': Deutlicher ließe sich eine empathische, solidarische Haltung zum besiegten französischen Volk kaum ausdrücken.

13 Eugen Neufarn, 3.7.1941

14 Hans Ahlheit, Juli 1940

Betrachtet man die gesamte Korrespondenz, erscheint die Haltung der beiden besagten Schreiber zu französischen Christen komplexer. Einerseits wird die Verbundenheit, die die Religion auch durch gemeinsame Referenzen schafft, hervorgehoben:

*“Als ich nun vor ihr [der Kathedrale von Chartres] stand, stellte ich mir vor, ich könnte in der Heimat sein. Das Mystische, das wir bei dem Namen und Klang ‘Chartres’ verspüren, entspricht ganz dem, was die Franzosen selber fühlen”*¹⁵

Andererseits entdecken sie Kritikpunkte und Gegensätze:

*Die wuchernde Heiligenverehrung der 'Tochter der Kirche' läßt an Christi Wort denken: "Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht." Und diese Wundersucht ist ein Verfallszeichen, danach riecht sie doch allzu kräftig.*¹⁶

*Überhaupt - die Liebe! Diese erste Tochter der Kirche hat ein großes Herz, muß ein großes Herz haben, um soviel Liebe - soviel! und Haß auf einmal in ihm bergen zu können. Formen (wie etwa le nazisme usw.) sind nur Vorwand, - es scheint ein echtes Unverständnis für die Art und Eigentümlichkeit und überhaupt für die Berufung unseres Volkes hindurch, ein böses beharrlich geschürtes Feuer, (das wir, die Deutschen bei uns nicht in solcher Form und krankhaften Intensität kennen) - entfacht an den Gegensätzen, die schon Cäsar herausfand: hic Gallia, hic Germania. Ein in sich selbst uneiniges Christentum, tragisch, weil wohl unbewußt, unwissend und so uneinig!*¹⁷

In den letzten beiden Auszügen wird - sehr im Gegensatz zu den vorigen - auf nationalsozialistische Muster zurückgegriffen: das Propaganda-Bild der dekadenten, untergehenden französischen Nation schwebt im Ausdruck “Verfallszeichen” mit. Genauso klingt in dem “Unverständnis für die Art und Eigentümlichkeit und überhaupt für die Berufung unseres Volkes” das romantische Klischee des einsamen unverständenen

15 Eugen Neufarn, 8.12.1941

16 Hans Ahlheit, Mai 1940

17 Hans Ahlheit, 2.6.1940

Genies an, an das die nationalsozialistische Propaganda anknüpfte, sowie an den Topos des auserwählten Volkes. Plötzlich hat Deutschland die Opferrolle inne.

Außerdem ist die Rede von uralten Gegensätzen zwischen Deutschland und Frankreich, welche das Christentum entzweiten und noch immer entzweien. Eine Aussage, die schwer zu interpretieren ist. Ihr Kern, nämlich daß die Franzosen durch ihr Unverständnis schuld seien an dem Haß, der die zwei Christenvölker trennt, paßt schlecht zu Hans' sonst kritischer, frankreichfreundlicher Haltung. Angst vor der Zensur? Meinungswechsel? Ironie? Die Frage bleibt offen. Denn letztlich bedauert er die *“Uneinigkeit”* zwischen Deutschen und Franzosen.

3.2.2. Ergebnisse

Innerhalb der hier benutzten Briefeauswahl spielt der Aspekt Religion für die Wahrnehmung der Bevölkerung des besetzten Landes insgesamt eine untergeordnete Rolle. Lediglich zwei Soldaten schrieben dazu, und dies selten. Für diese religiösen Soldaten aber gilt, daß sie eine Verbundenheit unter Christen über die Grenzen hinaus teilweise vorfanden, teilweise ersehnten. Jedenfalls stellte die gemeinsame Religion einen wichtiger Faktor für das Entwickeln von Empathie gegenüber der Bevölkerung des besetzten Landes dar. Daß diese Empathie bis hin zu versteckter Regimekritik reichen konnte, illustriert ein Feldpostbrief Hans Ahlheits, der aus den Kreisen des katholischen Widerstands kam. Der Zusammenhang von Religion und Politik ist fast immer in den Briefen präsent, die Spannung, welche der Gegensatz zwischen dem gemeinsamen Glauben und der drastischen politischen Entzweiung erzeugt, prägt die Briefstellen zum Thema am tiefsten.

3.3. Alltagsleben, Sitten

Im folgenden wird danach gefragt, was die Soldaten als Angehörige der Besatzungstruppen an Beobachtungen über das tägliche Leben im besetzten Frankreich und den Umgang der Menschen untereinander schrieben. Es geht hier nicht um Interaktion, sondern vielmehr um den *“touristischen Blick”*, den *“Blick von außen”*, der sich auf verschiedene Lebensbereiche der Bevölkerung richtete. Es gilt, die Positionen zu erkennen, welche die Soldaten demgegenüber einnahmen, und den - expliziten und impliziten - Meinungen über die Franzosen nachzugehen, die in diesem Zusammenhang geäußert werden.

3.3.1. Cafés & Restaurants

Cafés und Restaurants zählten in Frankreich zu den wichtigsten Kontaktfeldern der Besatzungssoldaten mit der Zivilbevölkerung. Hier interessieren die Details, die ihnen dort auffällig erschienen.

In den Cafés - oder Estaminets, wie sie sich hier nennen - geht es meistens sehr familiär zu; der Gastraum ist zugleich die Küche der Familie; die Kinder kommen von der Straße herein, bekommen ihr Butterbrot in die Hand gedrückt und stehlen heimlich an der Butterdose herum, balgen sich, machen ihre Schularbeiten und bringen ihre Spielkameraden mit; es ist sehr menschlich alles, bezaubernd menschlich,¹⁸

es wird gegessen und irrsinnig viel geknüsselt; Besuch wird empfangen und geschwätzt, geschwätzt, daß man ganz konfus wird;¹⁹

Die Cafés werden positiv (“bezaubernd”) als einfach und familiär beschrieben. Am Umgang der Gäste untereinander fallen “Menschlichkeit”, sowie vermutlich im Vergleich zu Deutschland mehr Körperkontakt (“irrsinnig viel geknüsselt”) und Gerede auf. Mutet der erste Ausschnitt geradezu idyllisch an, so zeigt sich der Schreiber im zweiten leicht irritiert, jedoch ohne abwertend über die Menschen zu urteilen. Bewunderung und Befremden - beides sind Reaktionen auf Neues, Fremdes, wenngleich es sich hier nur um relativ feine interkulturelle Unterschiede handelt. Bemerkenswert ist, daß der Schreiber den fremden Sitten - bei aller zu erwartenden Siegerüberheblichkeit - mit Offenheit begegnet. Hier ein anderer Briefausschnitt desselben Autors:

Übrigens habe ich das Pärchen im Restaurant ganz vergessen; sie aßen auf eine erstaunlich undisziplinierte und oft unästhetische Weise (das habe ich schon oft bei Franzosen festgestellt). Dann waren die Zärtlichkeiten wirklich toll! Und seelenruhig dazwischen ein paar einzelne ältere Damen, die sehr ausgiebig dem guten Wein zusprachen (...) Am Ende des Déjeuners erschien dann eine sehr net-

18 Heinrich Böll, 11.5.1942

19 Heinrich Böll, 17.5.1942

*te, weißhaarige alte Dame, Inhaberin und Köchin zugleich, und ging von Tisch zu Tisch, um die Herrschaften zu fragen, ob es ihnen geschmeckt habe; unser Lob, ein uneingeschränktes Lob - wir Deutschen sind ja immer maßlos - erfreute sie offenbar sehr.*²⁰

Hier wird ein farbenfrohes, lebendiges Bild von einem Restaurantbesuch gezeichnet, an dem manches den Schreiber überrascht (*“erstaunlich”, “wirklich toll”*). Der Gesamteindruck bleibt ein positiver, wofür am Ende das *“uneingeschränkte Lob”* steht. Das Besondere an der geschilderten Szene läßt sich vielleicht am besten unter den Begriff *“Ungenieertheit”* fassen, da dieser sowohl das Eßverhalten des Pärchens, seine Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit als auch die trinkenden älteren Damen kennzeichnet. Später wird der Eindruck der herrschenden Ungenieertheit jedoch gedämpft durch die Erwähnung der Wirtin, welche sich um das Wohl ihrer Gäste bemüht zeigt. Dieser Briefausschnitt enthält also zwei Beobachtungen zum Verhalten der Franzosen in der Öffentlichkeit: Ungenieertheit und Höflichkeit. Aus der Freude an diesem scheinbaren Paradoxon erhält die Szene ihre Dynamik.

3.3.2. Arbeit

*das alles ist vollkommen zerstört und verwüstet, und gleichgültige, unsagbar gleichgültige Arbeiter sind damit beschäftigt, die Trümmer wegzuräumen...man hat das Gefühl, als könnte man Jahrhunderte später hier vorbeigehen, und immer noch würden die Arbeiter da stehen und mit müden Bewegungen die Trümmer auf hohe Lastautos schaufeln;*²¹

Die Franzosen, die vor unserem Haus an einer Baustelle arbeiten, können sich einfach nicht aufraffen, ernstlich zu arbeiten; sie schäkern mit den hübschen Mädchen, die vorübergehen, versuchen Rendezvous auszumachen, verschwinden für ganze Stunden zu irgendeinem Aperitif, und wenn sie wiederkommen, bewerkeln sie sich spielend mit Sand und Steinen. ”Produktive” Arbeit wird nicht für 5 Pfennig gemacht; es ist sehr nett, diese erwachsenen Leute selig wie Kinder

²⁰ Heinrich Böll, Ostern 1943; Das *Déjeuner* ist das Mittagessen.

²¹ Heinrich Böll, 25.2.1943

spielen zu sehen; es wirkt gar nicht unnatürlich, wirklich irgendwie paradiesisch hier...22

In diesen Briefausschnitten stechen drei beobachtete Eigenschaften der Arbeiter hervor: Gleichgültigkeit, Faulheit und Kindlichkeit. Obwohl diese quasi das Gegenteil des preußischen und des nationalsozialistischen Arbeitsethos darstellen, werden die Arbeiter - vor allem im zweiten Ausschnitt - positiv beschrieben. Mehr noch, statt mit Befremden betrachtet sie der Schreiber geradezu mit Neid (*“selig, paradiesisch”*). Andererseits verrät die Infantilisierung der Arbeiter im Text eine paternalistische Neigung, die seiner Machtposition als Besatzungssoldat entspricht. Beide Ausschnitte stammen von Heinrich Böll, in seiner Beobachtung von Franzosen bei der Arbeit zeitigt er eine ambivalente Haltung, die einerseits von Wohlwollen (siehe erster Ausschnitt) und Empathie geprägt ist, andererseits von Paternalismus. Genauer ausgedrückt, von einem neidischem Paternalismus, der sich nach der Freiheit derer sehnt, die keine Verantwortung tragen müssen. Dieser Aspekt zieht sich durch die gesamte Korrespondenz Heinrich Bölls, da es ihm bis zum Schluß schwer fiel, sich mit seiner Rolle als Besatzungssoldat zu identifizieren.

3.3.3. Kinder und Jugendliche

Wie in Bezug auf die anderen Themen werden auch hier Unterschiede und Gemeinsamkeiten festgestellt. Hier beispielsweise ein Briefausschnitt, der Gemeinsamkeiten betont:

aber Kinderqualen sind doch wirklich international, das kann man feststellen; es ist wirklich verblüffend: Da das Kind noch sehr undeutlich spricht, hat man gar nicht den Eindruck, daß es französisch spricht;23

Der Schreiber deutet an, daß Kinder ähnlich seien, unabhängig davon, wo sie geboren werden, eine Meinung, die mit Hitlers Rassenlehre nicht konform geht. Denn obgleich die Franzosen als Arier eingestuft wurden, gehörten sie nicht zu den *“nordischen Rassen”*. Von den französischen Juden einmal ganz abgesehen. Der Schreiber

22 Heinrich Böll, 13.5.1943

23 Heinrich Böll, 17.5.1942

bewegt sich auf einem Terrain fernab von nationalsozialistischen Wahrnehmungsmustern.

Es folgt ein Beispiel für die Beobachtung - beim Drachensteigen! - von Unterschieden zwischen französischen Kindern und der Referenzgruppe deutscher Kinder:

...all diese Kleinigkeiten bei diesem grandiosen Spiel, das allerdings die französischen Kinder doch nicht mit der Inbrunst und Genauigkeit betreiben wie die deutschen; so erlahmt ihr Interesse oft schneller als das meine, und ich muß dann mit Bedauern über diese etwas müde Nation mein Fernglas absetzen, weil die ganze Sippschaft plötzlich die Lust verloren hat und nach Hause zieht.²⁴

Hier wird explizit - und nicht ohne Humor - vom Spielverhalten der Kinder auf eine charakteristische Eigenschaft des ganzen Volkes geschlossen. Heinrich Böll wirft den spielenden französischen Kindern Leidenschaftslosigkeit und Kurzatmigkeit vor, in seinen Augen Kennzeichen einer *“etwas müden Nation”*. Das Bild der müden Nation erinnert an die Beschreibung französischer Arbeiter in Kapitel 3.3.2.

Sehr anders nun die Schilderung eines Dorffestes, bei dem sich die anwesende Dorfjugend alles andere als leidenschaftslos und kurzatmig zeigt:

das war ein toller Betrieb dort, die gesamte Dorfjugend gab sich ein Stelldichein und tanzte dort, tanzte, tanzte, daß die Luft mit Staub erfüllt war und mancher Schweißtropfen floß; es war wirklich interessant, alle die billigen Jünglinge, und die Mädchen von der schüchternen bis zur schmachtenden Primadonna. Auch regelrechte Kinder liefen dazwischen herum von fünf bis zu zwölf Jahren, die mit Grandezza ihre Sektpullen öffneten und den Sekt meisterhaft eingossen und auch Cognac mit Anstand zu trinken wußten; wirklich unglaublich, aber diese zwölfjährigen Knirpse mit schrecklichen Greisengesichtern tranken Schnaps und rauchten Zigaretten! Die reifere Jugend tanzte in der Mitte des Sälchens, eine wüste Orgie aus Staub und Schweiß. Die Wirtin, eine blonde Hexe, hübsch und kalt, er, ein Zigeunertyp, leidenschaftlich, etwas weich, klimperte auf einer Gitarre tolle Rhythmen.²⁵

24 Heinrich Böll, 16.8.1943

25 Heinrich Böll, 24.8.1943

In gewisser Hinsicht bedient sich diese Beschreibung gängiger Frankreich-Klischees: Dekadenz, Sittenverfall, Erotik sind alle in der Schilderung enthalten, nur unterscheidet sich - wie hier oft schon festgestellt - der Ton in dem Fall von dem, der üblicherweise klischeebesetzte Äußerungen dieser Art begleiteten würde. Von trinkenden Kindern mit *“Greisengesichtern”* ist die Rede, von einer *“Hexe”* und einem *“Zigeunertyp”*, von einer *“wüsten Orgie aus Staub und Schweiß”*, doch sind diese Ausdrücke im Brief nicht negativ konnotiert, wie die Kommentare zeigen: *“wirklich interessant, mit Grandezza”*, ja sogar *“mit Anstand”*. Wie bei der Schilderung des Restaurantbesuchs entsteht in diesem Brief ein klischeehaftes, barockes, attraktives Bild der Franzosen, das mehr von Bewunderung als von Herablassung zeugt, obwohl die Stereotypen, auf die zurückgegriffen wird, üblicherweise negativ besetzt sind.

3.3.4. Paare

Wie schon im Kapitel zu sprachlichen Überlegungen erwähnt, läßt sich in den Briefen zum Thema Liebe starkes Befremden beobachten. Dieser Eindruck bestätigt sich durch die folgenden Zitate, in denen Soldaten ihre Beobachtungen zum Liebesleben der Franzosen festhielten:

Heute war wieder wunderbares Wetter hier, und die Promenade wimmelte geradezu von Menschen, von buntgekleideten Menschen, die den Frühling begrüßten; Pärchen, die sich öffentlich umarmen und küssen, sind gar keine Seltenheit; die Frauen sind manchmal von einer südländischen Ungeniertheit.²⁶

Ein kleiner weißer Fleck war ihr Gesicht, und dazu pechschwarzes Haar, und die beiden da auf ihrem Balkon küßten sich ganz ungeniert am hellen Morgen im Anblick der Passanten und sozusagen der ganzen Stadt, denn ganz gewiß konnte jedermann, der irgendwo am Fenster lag, diesen roten Blutklecks sehen, der den unscheinbareren grauen Fleck küßte, wirklich ein Bild unverfälschten Frankreichs...²⁷

26 Heinrich Böll, 28.2.1943

27 Heinrich Böll, 21.5.1943

Beide Male ist das Küssen in der Öffentlichkeit der Gegenstand des Staunens unseres Schreibers, es erscheint ihm charakteristisch genug, um “*ein Bild unverfälschten Frankreichs*” und ein Zeugnis “*südländische[r] Ungeniertheit*” darzustellen. Wir begegnen erneut dem Begriff “Ungeniertheit”. Auch diesmal gibt er dieser vermeintlichen Eigenschaft keine negative Konnotation, fast im Gegenteil. Wir werden sehen, daß andere Schreiber speziell hinsichtlich der “Ungeniertheit” sehr verschiedene Meinungen äußern.

3.4. Ergebnisse

Die Analyse “touristischer Betrachtungen” fünf deutscher Besatzungssoldaten in Frankreich, die diese in Feldpostbriefen in die Heimat schickten, lieferte folgende Tendenzen: Die Versorgungslage in Frankreich wird besonders in Feldzugzeiten, doch auch noch über Jahre der Besatzung hinweg, als weitaus besser als die in Deutschland beschrieben. Das große Kaufen (der Kurs der Reichsmark wurde beim Waffenstillstand auf 1/20 festgelegt, wodurch die Kaufkraft der Soldaten in die Höhe schnellte) und das verbotene doch beliebte “Organisieren” prägte in den Briefen Ausdrücke wie “Schlaraffenland” und “Leben wie Gott in Frankreich“. Erst ab 1943 ist in den untersuchten Briefen zunehmend die Rede von leeren Regalen und Schwarzmarkt. Der Vergleich mit dem ärmeren Reich brachte nur einen zum Nachdenken, im allgemeinen wurde der Überfluß von den Soldaten einfach dankbar angenommen.

Das Thema Hygiene, bzw. der Mangel an Hygiene, wird in den untersuchten Briefen begrenzt angesprochen. In diesen Fällen geschieht es auf grundsätzlich andere Art als in den Feldpostbriefen von der Ostfront. Lediglich zweimal werden abfällige Bemerkungen über die Menschen assoziiert, jedoch nie etwa in der Form einer Identifizierung mit dem vorgefundenen Dreck. Es dominieren wertungsfreie und differenzierte Beschreibungen.

Auch Religion stellt ein untergeordnetes Thema dar, zwei Schreiber insgesamt schildern unter anderem Messebesuche zusammen mit den Franzosen. Vermutlich weil die beiden aus den Kreisen des katholischen Widerstands kamen, steht bei ihnen die Verbindung von Religion und Politik im Vordergrund. Dies gipfelt in regimekritischen Aussagen unter dem Mantel der Religion. Die Entzweiung durch den Krieg der beiden christlichen Völker wird bedauert, andersherum wirkt der gemeinsame Glaube verbindend und empathiefördernd.

Beobachtungen des gesellschaftlichen Lebens der Franzosen fallen tendenziell positiv aus, zumindest klingen sie nie stark abwertend oder gehässig. Gleichwohl ziehen sich durch alle Bereiche, die in den Briefen erwähnt werden, ein variierendes Maß an Befremden. Doch äußert es sich meist in Staunen oder in Bewunderung, nie in kategorischer Ablehnung. Der Rückgriff auf Klischees - Dekadenz, Erotik, Freizügigkeit - erfolgt häufig, doch werden sie überwiegend positiv konnotiert. Wärme und Menschlichkeit bestimmen den Gesamteindruck.

4. Themenkomplex Kontakte mit der Bevölkerung

Die lange, relativ friedliche Besetzungssituation in Frankreich bildete selbstverständlich den Boden für ganz andere Kontakte zur Bevölkerung als etwa in Frontnähe. Viele Soldaten lebten in räumlicher Nähe zu Franzosen, oft in Bauernhöfen einquartiert. Die Soldaten höheren Grades hatten französische Bedienstete. Einige, etwa in der Kommandantur, brachte ihr Dienst in tägliche Berührung mit der Zivilbevölkerung. Für beide Seiten, Besatzer und Besetzte, galt es nach dem Waffenstillstand im Juni 1940 gleichermaßen, einen *modus vivendi* zu finden. Auf welche Weise dies geschah und mit welchem Erfolg, danach suchen wir in den Briefen der Soldaten.

War in den vergangenen Kapiteln der Blick “von außen” deutscher Besatzungssoldaten auf die französische Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg Gegenstand der Untersuchung, so wenden wir uns nun der Hauptfrage der vorliegenden Arbeit zu: Wie begegneten Besatzer und Besetzte im Kontext der deutschen Besatzung Frankreichs einander? Wie gestaltete und entwickelte sich ihr Verhältnis im mehr oder weniger gemeinsamen Alltag? Wer traf wen unter welchen Voraussetzungen? Was waren ihre Gesprächsthemen? Welche Art von Kontakten werden in den Briefen geschildert? Werden sie als leicht oder schwierig, als angenehm oder unangenehm beschrieben? Führte der Kontakt zu Franzosen zu einem Meinungswandel, oder bestätigte sich das vorgefaßte Bild? Letztlich: Welchen Stellenwert räumten die untersuchten Feldpostverfasser ihren Kontakten mit der Bevölkerung ein?

4.1. Allgemeine Stimmung in der Bevölkerung, Verhalten gegenüber den Deutschen

Als erstes fragen wir nach dem Gesamteindruck der Soldaten von der Stimmung in der Bevölkerung ihnen gegenüber. In einer Kriegssituation eine existentielle Frage. Von der Reaktion der Bevölkerung konnte das Überleben des Soldaten abhängen, nicht nur im Hinblick auf Versorgung, welche von der Wehrmacht requiriert wurde, sondern im Hinblick auf Sicherheit. In den untersuchten Briefen finden sich insgesamt drei kurze Andeutungen feindlicher Handlungen der Franzosen nach dem Waffenstillstand, eine sehr geringe Zahl. In diesem Zusammenhang jedoch ist zu bedenken, daß Feldpost

meist an die Familie ging, die es für den Schreiber auf keinen Fall zu beunruhigen galt. So stellen in vielen Feldpostserien sprachliche Verharmlosung sowie Verschweigen von Kriegshandlungen und Gefahr Konstanten dar. Problematisch wäre es daher, von dieser quasi Nichterwähnung der Résistance in den Briefen auf ihre Bedeutungslosigkeit zu schließen.

Bezüglich des unter Besatzungssoldaten dominierenden Eindrucks von Sicherheit im besetzten Frankreich bemerkt Ludger Tewes: “Was deutlich hervortritt, ist die manifeste Überzeugung der deutschen Soldaten, wenigstens bis 1943 in Frankreich nicht besonders gefährdet gewesen zu sein. Vermutlich ist dieses Urteil gar nicht durch eine schwache französische Résistance begründet, sondern viel eher durch den Vergleich mit den Kriegsschauplätzen im Norden, Osten und Süden Europas. In dieser Rundumsicht bildete Frankreich bis 1943 eine Oase der Ruhe, wo der einzelne selbst im Deutschen Reich durch Bombenangriffe stärker gefährdet wurde.”¹

4.1.1. Der Feldzug

Beginnen wir mit den ersten Eindrücken der Soldaten während des Frankreichfeldzugs. Aus diesem Zeitabschnitt finden sich, der Kriegssituation entsprechend, relativ wenige Textstellen, da es vermutlich schlicht an Zeit und Energie zum Schreiben fehlte. Die stets präsente Bedrohung der Kampfhandlungen verleiht den Briefen eine Atmosphäre von Feindlichkeit, Haß und Kälte:

Vorgestern abend stand da irgendwo vor einer Stadt ein Offizier, gefangen, der die Kleider seiner gefangenen Leute bewachte. Er sah uns überlegen und kalt an, ganz beherrscht mit einer furchtbaren, bis ins Extrem getriebenen Gelassenheit. So etwas hatte ich noch nie gesehen und dieses stolze Gesicht blieb mir ganz lebhaft bis zur Stunde. Hier machen die Zeitumstände den Menschen größer und treiben zur Reife. Gefühle, so bunt und wunderlich wie nie zuvor überkommen einen, auch der gefährliche Gedanke frei zu sein, das heißt für nichts verantwortlich, den man unterkriegen muß, auch wohl sehr menschliche Furchtgefühle vor dem, was ja schon in den nächsten vierundzwanzig Stunden gesche-

¹ Tewes: Frankreich in der Besatzungszeit, S. 221

*geschehen sein kann und der direkte Gegensatz dazu: ein nie so frohgemalter Mut, hell und zuversichtlich.*²

*Dennoch wurde die Messe mit großer Würde gefeiert. 'Gott sieht auf das Herz'. - nur sandte uns alles von den Violetten bis zu den Leuten tödliche Blicke nach. Selbst in St. Pierre zu Poitiers hörte der Haß nicht auf, er verfolgte einen auf Schritt und Tritt.*³

Für Hans Ahlheit spiegeln die Blicke der Bevölkerung „Haß“, während der gefangene Soldat Würde und Überlegenheit ausstrahlt. Bemerkenswert ist die Bewunderung, mit der der Schreiber den feindlichen Offizier beschreibt: *“So etwas hatte ich noch nie gesehen und dieses stolze Gesicht blieb mir ganz lebhaft bis zur Stunde.”* Seine Haltung entspricht dem militärischen Ehrenkodex, der verlangt, daß gegnerischen Soldaten und insbesondere Offizieren mit Respekt begegnet wird. Hier tut sich ein tiefer Graben auf zwischen dem traditionellen Militärethos entsprechenden deutschen Siegerverhalten in Frankreich und der Dämonisierung und Verunglimpfung des Feindes in Rußland.

Einen anderen Ton schlägt Ernst Guicking an, passend zum Marschtempo:

*Und die Einwohner? Ach, immer wieder hören wir Bon Alleman. Sonst hört man nichts. Sonst können sie ja auch nichts sagen. Und auf ihre Fragen “wohin” antworten wir, nach Paris, zu “Monsieur Daladier”. Darauf hin laufen sie weg und schreien “Oh la France, Grand Malheur, Grand Malheur”. Für uns zum Totlachen. Irene, ich sage Dir, ein Feldzug wie wir ihn uns schöner nicht denken können.*⁴

2 Hans Ahlheit, Mai 1940

3 Hans Ahlheit, Juli 1940

4 Ernst Guicking, 2.6.1940; *Bon Alleman*: „guter Deutscher“. *Monsieur Daladier* war der französische Premier, ehem. Mitglied der Volksfrontregierungen, er hatte sowohl das Münchner Abkommen unterzeichnet als auch Deutschland den Krieg erklärt. *Grand Malheur*: „großes Unglück“.

Siegesgewißheit und Überlegenheit signalisiert der Schreiber seiner Frau. Gleichzeitig enthält der letzte Satz das verharmlosende “Krieg als Reise”-Wahrnehmungsmuster, es bringt Leichtigkeit in das Geschilderte. Die Bevölkerung wird als ängstlich und lächerlich hingestellt: “Für uns zum Totlachen”. Sie wird nur am Rande wahrgenommen, ihre Hilflosigkeit verstärkt noch die Sieges euphorie. Zwei Tage später liefert er jedoch eine Erklärung für diese schemenhafte Wahrnehmung:

Ja Kind, der Bevölkerung kommen wir hier nicht viel näher. Wir geben uns nicht mit ihr ab. Es ist ja niemand da. (...) Die Straßen, die wir bis jetzt marschiert sind, zeugen von einer einzigartigen Flucht der Franzosen. Pferde, Lastwagen, Panzer, Motorräder, Gräber am Straßenrand von Flüchtlingen. Nur halb begraben. Man sieht die Absätze noch. Soldatengräber sind alle schön geschmückt. Die deutschen sowie die französischen. Also, es liegt alles auf der Straße. Ganze Städte und Dörfer total in Schutthaufen verwandelt. Und dann der Gestank. Ich sehe mich gar nicht mehr um, ich schaue nur noch gerade aus. Wir können nur unserem Herrgott dankbar sein, daß der Krieg nicht in unser Land gekommen ist.⁵

Was der Infanterist hier beschreibt ist die gigantische Fluchtwelle der französischen Zivilbevölkerung Richtung Süden, verursacht durch das Vorrücken der deutschen Truppen. (siehe Kapitel 2.2.1.) Das Ergebnis war ein beispielloses Chaos. Die Menschen blieben in gigantischen Staus stecken und bald wurde die Versorgung zum Problem. Ironischerweise wurde diese von den deutschen Truppen organisiert, welche die Flüchtlingskolonnen mit Panzern und später Infanterie eingeholt und überholt hatten. Sie organisierten ebenfalls die Rückführung der Bevölkerung, so daß für viele der geflüchteten Franzosen der erste Eindruck von den deutschen “Barbaren” überraschend gut ausfiel.

Wenige Wochen später, gegen Ende des Feldzugs, wandelte sich das Bild, daß sich den deutschen Soldaten darbot:

⁵ Ernst Guicking, 4.6.1940

*Wir kommen jetzt schon in eine mehr bevölkerte Gegend. Die Einwohner wurden beim Packen von uns überrascht.*⁶

*Es ist doch tiefster Friede hier. Die Einwohner sind alle so friedlich, sie schaffen auf ihren Feldern, als wäre nie Krieg gewesen.*⁷

Kurz nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand (zweites Zitat oben), scheint auf dem Land Normalität zu herrschen. Die doppelte Erwähnung des Worts Frieden läßt vermuten, daß der Soldat sich nicht bedroht fühlte.

4.1.2. Während der Besatzung

Die Besatzung hat begonnen, Pétain, der neue Regierungschef des “Etat Français” wählt die Kollaboration mit Hitler, die deutschen Truppen richten sich in Frankreich ein. Wie ist die Stimmung in der Bevölkerung zu diesem Zeitpunkt? Werden die Deutschen akzeptiert oder nicht? Wird Ablehnung signalisiert oder Wille zur Kooperation? Wie fügen sich die Soldaten in ihre neue Rolle als Besatzer im fremden Land?

Der nächste Ausschnitt aus Ernst Guickings Korrespondenz ist sozusagen die logische Fortsetzung seiner Feldzugsschilderung⁴. Mit einer Art gutgelaunter Naivität verleiht er seiner Freude über die neuerworbene Siegermacht Ausdruck:

*Die Familie ist in Nizza zur Erholung. Und die Haushälterin, ein altes Frauchen, wohnt im Hinterhaus. Ich erkläre mich zu allen Diensten bereit, sagte sie zu unserer Begrüßung. Na ja, 1. Wäsche waschen, 2. Strümpfe stopfen, ja die hat schon zu tun mit uns. Jeden Morgen putzt sie unser Zimmer. Sie bekommt dafür frisches Brot und sonstige Lebensmittel. Was sagst Du dazu? Daheim muß man so etwas schwer bezahlen. Hier wirft man nur einmal mit scharfen Blicken um sich und schon ist alles geregelt.*⁸

⁶ Ernst Guicking, 21.6.1940

⁷ Ernst Guicking, 2.7.1940

⁸ Ernst Guicking, 11.7.1940

Diese Beschreibung der Vorzüge des neuen Quartiers sagt viel aus über die neuen Machtverhältnisse im besetzten Land. Teile der Bevölkerung sind in die "Zone libre" (nicht besetzte Zone im Süden) geflüchtet - wie vermutlich die Besitzer des Hauses, das Ernst Guicking als Quartier dient. Die anderen arrangieren sich. So erfährt der Leser manches über den Umgang der deutschen Soldaten mit ihrer französischen Haushälterin. Zuerst wird der Anschein eines "normalen" Arbeitsverhältnisses mit Lohn - wenn auch in Naturalien - erweckt, doch dann kann der Schreiber nicht umhin, voller Zufriedenheit hinzuzufügen *"Daheim muß man so etwas schwer bezahlen. Hier wirft man nur einmal mit scharfen Blicken um sich und schon ist alles geregelt."*

Der folgende Briefausschnitt zeigt die unmittelbare Reaktion desselben Soldaten auf die just erlassenen strengen Richtlinien der Wehrmacht zum Umgang ihrer Männer mit der Zivilbevölkerung:

Mit dem Volk, ja gut und auch schlecht. Denen geht es ja viel zu gut hier. Die wissen ja gar nicht was Besatzung heißt. Wir sollen nobel und zuvorkommend sein und werden dabei von der Bande ausgelacht. Einsperren sollte man die "Deutschen-Fresser". Aber nein, immer zuvorkommend sein, nur nichts gegen sie tun. Ich gucke keinen an. Ich sitze den ganzen Tag im Garten und was draußen vorgeht interessiert mich nicht.⁹

Dieser Ausschnitt ist gerade im Kontrast zum vorigen interessant. Während ersterer noch vor Selbstsicherheit und Überlegenheitsgefühl strotzte, scheint das Inkrafttreten der Richtlinien zum Verhalten der Truppen Gereiztheit und Mißmut zu provozieren. Guicking faßt diese treffend zusammen mit: *"Wir sollen nobel und zuvorkommend sein"* Seine Meinung dazu äußert er drastisch: *"Einsperren sollte man die "Deutschen-Fresser"*. Tatsächlich sind es nicht nur die neuen Vorschriften, sondern auch das Verhalten der *"Deutschen-Fresser"*, die ihm mißfallen. Konkret beschrieben wird lediglich, daß sie die Deutschen auslachen. Die anderen Aussagen *"Denen geht es ja viel zu gut hier. Die wissen ja gar nicht was Besatzung heißt"* sind reichlich vage und beziehen die Lage der Deutschen mit ein. Ein gewisser Neid ist nicht zu überhören. Offenbar entspricht weder das Verhalten der Franzosen noch der deutschen Truppenangehörigen

⁹ Ernst Guicking, 19.7.1940

dem, was sich Ernst Guicking unter Besatzung vorstellt: *“nur nichts gegen sie tun”* klingt nach Machtlosigkeit. Und man bemerke: In seinem letzten Brief waren es die Deutschen, die die Franzosen auslachten - in diesem ist es umgekehrt.

In Heinrich Bölls Briefen aus Frankreich wird die Stimmungslage in der Bevölkerung häufig zum Gegenstand präziser Beschreibung. Der Atmosphäre nach dem Waffenstillstand wird eine Nuance hinzugefügt: die Würde

die Leute sind durchweg sehr freundlich, aber sehr ihrer Würde bewußt; 10

4.1.3. Deutschfeindliche Haltungen und Widerstand

Wie schon erwähnt, Widerstand von Seiten der Zivilbevölkerung kommt in den untersuchten Briefen kaum vor. Hier sind die Ausnahmen:

Ja, Bobi, Du hast Angst, die Franzosen würden uns etwas antun. Ach, Bobi, das sollte sich doch mal einer wagen. Ich habe jedenfalls noch niemals etwas gehört.¹¹

Sicher sind wir in Chatelé bewacht worden, Bobi. So kurz nach dem Kriegsschluß heißt es immer noch aufpassen. Gerade auf den Dörfern ist es sehr gefährlich.¹²

Es ist schon manchmal sehr schwierig, mit den Franzosen auf eine Ebene zu kommen; manche machen uns Schwierigkeiten, wo sie nur können, aber ich kann den Leuten persönlich einfach nicht böse sein, weil ich einsehe, daß sie ihre nationale Existenz aufgeben würden, wenn sie sich nur ganz schwach und willenlos unseren Wünschen fügen würden. (...) Es kann gut sein, daß einmal eine Postsendung verlorengeht, da man oft recht “böse” mit unseren Güterzügen und Postzügen umspringt; ja, der böse Feind spielt Krieg mit uns!¹³

10 Heinrich Böll, 7.8.1940

11 Ernst Guicking, 27.11.1940

12 Ernst Guicking, 28.11.1940

13 Heinrich Böll, 12.4.1943

In den zwei letzten Briefen räumen die Schreiber der Bevölkerung ein feindliches Potential ein. *“Sehr gefährlich”*, nennt Guicking sogar die Lage auf dem Land, obgleich ihn das *“so kurz nach dem Kriegsschluß”* nicht überrascht. Heinrich Böll geht so weit, sich über den ironisch genannten *“bösen Feind”* zu mokieren und signalisiert damit Überlegenheit.

Ganz anders die folgende Briefstelle:

Eben meldete sich bei uns ein französischer Gefreiter, im Osten verwundet, der nun hier 14 Tage im Urlaub ist; er muß für die Zeit seines Urlaubs französische Uniform anziehen, weil es allzu gefährlich für ihn wäre, in deutscher Uniform hier als Franzose herumzulaufen;14

In der Zeit, aus der dieser Brief stammt, rollte die erste Welle tödlicher Attentate gegen Deutsche, was die Spannung erklärt.

Außerdem spricht er einen Aspekt an, der sonst hauptsächlich die Kontaktbereiche Schwarzmarkt/ Handel und Liebschaften bestimmt: das ungeschriebene Gesetz in der Bevölkerung, daß es ein Verrat sei und gegen die Ehre, mit den Deutschen mehr als notwendig zu verkehren. In den untersuchten Briefen werden oft Situationen geschildert, in denen diese Regel befolgt wird - wir kommen noch darauf zurück -, genauso aber finden sich zahlreiche Beispiele dafür, daß sie ignoriert wurde. In dieser Briefstelle jedoch erscheint sie von so großer Bedeutung, daß ihre Mißachtung als *“allzu gefährlich”* gilt. Das geht so weit, daß selbst die Besatzer sich ihr beugen, indem sie zulassen, daß ein Soldat, der für Deutschland kämpft, um sich zu schützen französische Uniform trägt!

Im Untersuchungsmaterial ist dies eine der insgesamt zwei Stellen, in denen der Schreiber Einflüsse des französischen Widerstands auf die Sicherheit der Besatzer einräumt. Er gibt keinen Kommentar ab, man erfährt nicht, wie ernst er den Vorfall nimmt, ob es sich um einen Einzelfall oder eine Tendenz handelt, und welche Schlüsse er für die eigene Sicherheit zieht.

Jedoch der Anfang des Briefes ist in dieser Hinsicht aufschlußreich:

14 ebd., 7.12.1942

Oft komme ich mir ja auch einsam und verloren vor, wenn ich hier so über die Straßen sehe und die teils feindlichen, teils höhnischen, mindestens aber gleichgültigen Gesichter der Leute sehe; sie alle gönnen uns nur einen verlorenen Krieg, und oft scheint es so, als ob wir selber nicht mehr so recht an einen Sieg glaubten.¹⁵

Ein Zusammenhang zwischen der ablehnenden Grundstimmung der Franzosen und dem schwindenden Siegesmut der Besatzer - Heinrich Böll schreibt "wir", nicht "ich" - scheint naheliegend. Läßt sich von Wechselwirkung reden? Mehrere Stellen - allerdings alle aus Heinrich Bölls Feder - weisen darauf hin, zum Beispiel:

Gott gebe, daß der wahnsinnige Krieg zu Ende geht und daß Deutschland gewinnt; die Franzosen haben eine neue Gemeinheit ersonnen, die mich, als ich sie zum ersten Mal sah, traf wie ein Keulenschlag! Wirklich, die Wirkung ist toll, die schreiben einfach 1918 an die Mauern, diese Kombination von Ziffern ohne jeden Kommentar, eine bedrückende kleine Zahl...

Ach, ich glaube nicht daran, daß es noch einmal ein 1918 geben wird, ganz gewiß nicht. Wenn es für uns ein böses Ende nimmt, dann in einer anderen Form... Ach, Deutschland wird niemals sterben, auch wenn wir den Krieg verlieren, dessen können wir gewiß sein. Ich bin nicht anders geworden... ich hasse den menschenunwürdigen preußischen Drill wie nichts auf der Welt, aber ich möchte, daß Deutschland siegt... Vielleicht ist das unlogisch, aber Haß und Liebe sind immer unlogisch, und es ist auch gut so.¹⁶

Daß der stumme Widerstandsakt bei Heinrich Böll seine zermürbende Wirkung nicht verfehlte, belegen seine starken Worte: "der wahnsinnige Krieg, Gemeinheit, Keulenschlag, toll, bedrückend" Die im zweiten Absatz sich wiederholende Beschwörung eines Sieges für Deutschland enthält dann auch, im Gegensatz zur Verunsicherung im ersten, gehäuft Ausdrücke von Festigkeit: "ich glaube, ganz gewiß, niemals, dessen können wir gewiß sein, immer". In der Zeichenstellung aber fällt ein geradezu ver-

15 Heinrich Böll, 7.12.1942

16 Heinrich Böll, 29.1.1943

schwenderischer Gebrauch von Auslassungspunkten auf, der auf ein hohes Maß an Unausgesprochenem hindeutet, gar an Unaussprechbarem. *“Gott gebe, daß der wahnsinnige Krieg zu Ende geht und daß Deutschland gewinnt”, “aber ich möchte, daß Deutschland siegt”*: Hier spricht nicht mehr die Siegesgewißheit von 1940. Böll bittet mehr als er glaubt, und der Nachdruck, den er in diese Bitte legt, klingt nach Angst.

Das Thema Widerstand in der französischen Bevölkerung – obgleich, wie jede Gefahr, in Feldpostbriefen ein Tabuthema - wird im untersuchten Briefmaterial gestreift, ohne daß je das Wort *“Résistance”* fällt. In den untersuchten Briefen werden nie Gewaltakte direkt gegen Personen erwähnt. Einmal ist die Rede von Sabotage, einmal von Wandbeschriftung, einmal von *“Maquis”*. In jedem Fall geschieht es knapp und nahezu kommentarlos. Das Gefühl der Bedrohung oder Verunsicherung seitens des Schreibers wird meist strikt abgetan, sei es explizit (*“Ich habe jedenfalls noch niemals etwas gehört.”*) oder implizit durch Sarkasmen oder demonstrative Siegesgewißheit.

Trotz allem ist in einigen Briefen - die alle von einem Schreiber stammen - eine Verschlechterung der Truppenmoral infolge deutschfeindlicher Handlungen spürbar, die 1943 bis hin zu Zweifeln am Endsieg geht. Es sei erneut darauf hingewiesen, daß sowohl deutschfeindliche Haltungen und Widerstandsakte als auch ihr Einfluß auf das subjektive Sicherheitsgefühl oder gar auf die Machtposition des Schreibers nur marginal im untersuchten Material behandelt wurden. Was sagt dieses Schweigen? Wir stoßen an die Grenzen der Feldpostforschung. Es lohnt, die Frage nach dem Nicht-Geschriebenen zu stellen, doch die Antwort muß offen bleiben.

4.1.4. Sympathie

So selten wie briefliche Äußerungen über feindliches Verhalten der Bevölkerung sind, so häufig sind solche, die ihre Freundlichkeit loben. Kennzeichnende Adjektive wie *“nett, freundlich, charmant”* kommen bei allen untersuchten Schreibern mit großer Häufigkeit vor, doch lassen sich Nuancen beobachten:

aber es geht sonst ganz gut: Diese dörfliche Stille ist ganz wohltuend, und die Leute sind ausgesprochen nett; sehr freundlich, aber kriegsmüde; sie meinen al-

le, der Krieg wäre in drei Monaten zu Ende; und zwar zu Deutschlands Ungunsten;17

“*sehr freundlich, aber kriegsmüde*”: Warum bedeutet Kriegsmüdigkeit eine Einschränkung der Freundlichkeit? Die Erklärung liefert der Schreiber selbst: Mit Kriegsmüdigkeit meint er Besatzungsmüdigkeit und den Glauben an die Niederlage Deutschlands. Ein Aspekt, der die meisten geschilderten Kontakte und tieferen Gesprächen mit Franzosen bestimmt.

Bei den nächsten Ausschnitten stellt sich die Frage nach der Ehrlichkeit der überschwenglichen Freundlichkeit der Franzosen gegenüber den mächtigen Besatzern:

aber sehr freundlich und entgegenkommend sind sie alle hier, wenn sie uns auch schwer bescheißen mit ihren Preisen, und die Schnäpse sind auch sehr verdünnt und teuer.18

Man gewöhnt sich daran, daß die Handwerker einen mit den liebenswürdigsten Ausflüchten wochenlang hinhalten, daß das Telefonmädchen einen mit bezaubernden Worten dreimal falsch verbindet, daß das Licht am Tag mehrmals versagt, die einzige Möglichkeit ist die, sich bei der “Aufsicht” , bei Gott zu beschweren, wie Sieburg es vorschlägt... na...19

Der Schreiber begegnet kleineren Übeln mit Wohlwollen, obwohl er betont, sich von den “*liebenswürdigsten Ausflüchten*” und den “*bezaubernden Worten*” nicht täuschen zu lassen. Seinen Fatalismus stilisiert er durch den Bezug auf Sieburgs Bestseller “Gott in Frankreich“, der vielen als die Referenz zu Frankreich galt.

Mit den Leuten hier verstehe ich mich glänzend; es macht wirklich oft Freude, mit ihnen zu “causieren”; (...) sie verkauft mir immer heimlich Nüsse, abends im

17 Heinrich Böll, 10.5.1942

18 Heinrich Böll, 16.5.1942

19 Heinrich Böll, 11.5.1943

*Dunkeln; die Leute sind wirklich gut, und auch die anderen Bewohner; manche sind sehr, sehr abgeschlossen und nüchtern und knapp, aber höflich.*²⁰

Hier wird klar, daß der Kontakt schon etwas enger ist. Es wird geplaudert und das ungeschriebene Gesetz, daß ein Franzose keinem Besatzer helfen darf, verletzt, wenn auch, wie sehr oft in den Briefen erwähnt, heimlich. Auch macht der Schreiber Unterscheidungen zwischen den “*Bewohnern*”, wobei er auch die distanzierten unter ihnen als “*höflich*” beschreibt.

4.1.5. Antipathie

Für den weiteren Verlauf der Besatzung finden sich Beschreibungen einer negativen Stimmungslage in der Bevölkerung nur noch bei Heinrich Böll da Ernst Guicking, Eugen Neufarn und Hans Ahlheit bald gen Osten versetzt wurden, während Alois Scheuer im Lazarett wenig Kontakt zur Außenwelt hatte. Die Briefe Heinrich Bölls, die größtenteils aus seiner Dienstzeit in der Kommandantur einer kleinen Küstenstadt am Atlantik, Le Tréport, sowie aus Einsätzen in umliegenden Dörfern stammen, beschreiben ab 1942 eine langsame Verschlechterung der Grundstimmung:

*mit den Franzosen zu verhandeln ist ja wohl ganz interessant, aber die Leute sind hier so unfreundlich und auch müde und interesselos; es gibt gar kein menschliches Band zwischen uns und ihnen;*²¹

*Die Franzosen selbst betrachten uns entweder mit verstecktem Haß oder mit einer sehr sanften Art von freundlichen Mitleid, beides ist nicht sehr erhebend. Ach, es ist schon alles in einem gewissen Stadium der Auflösung begriffen im 5.Jahr des Krieges.*²²

Ein Graben scheint sich mit der Zeit aufgetan zu haben zwischen Besatzern und Besetzten. Die Franzosen werden beschrieben mit “*unfreundlich, interesselos, feindlich, höhnisch, gleichgültig*”, ein Jahr später kommen “*Haß*” und sogar “*Mitleid*” hinzu.

²⁰ Heinrich Böll, 22.10.1942; *causieren*: „plaudern“.

²¹ Heinrich Böll, 30.11.1942

²² Heinrich Böll, 30.10.1943

Eine Erklärung für den Mißmut der Franzosen sieht Böll im Verhalten der Deutschen:

Unsere Landser (...) haben Tag und Nacht keine Ruhe, und die OT-Herren haben alle Privatquartiere und bewohnen zu 9 oder 10 Mann ein ganzes Hotel, natürlich auf Kosten des französischen Staates; es ist wirklich traurig, wie wenig Ehre man dem Soldaten angedeihen läßt. (...) Die Bevölkerung haßt dieses schmarotzerhafte OT [Operation Todt] -Gesindel auch einschließlich seiner Huren; ach, es ist wirklich empörend, wie diese Schweine sich breitmachen, wie sie auftreten, das alles läuft hier unter der großen Flagge "Deutschland" herum, das ist das Traurige; Du kannst Dir ausmalen, was die Bevölkerung - diejenigen, die einen Blick für das Wahre haben - für einen Eindruck gewinnt; faul, gefräßig, eitel und dumm, unsagbar dumm sind diese Burschen.²³

Doch auch die Bevölkerung zeigt sich nicht immer kooperativ:

Die Bauern sind wahnsinnig stur und wissen vor allen Dingen genau, daß sie zu dieser Jahreszeit niemals verpflichtet sind, einen Wagen zu leihen. Ich bekam doch noch einen kurz vor Mittag, und zwar auf einem wunderbaren Hof, der vorne am Tor ein Schild hatte "Eintritt verboten für deutsche Soldaten, ansteckende Krankheit".²⁴

aber man wächst von selbst in eine gewisse Wut hinein, wenn man immer diese unvergleichliche Apathie der Franzosen sieht, die unsere ewige Eile, unser ewiges Hetzen nicht verstehen können...²⁵

Apathie und Sturheit sind im vorliegenden Briefmaterial die häufigsten Vorwürfe gegen die Franzosen. Man kann sie auch als eine Art passiver Widerstand sehen, zumindest als Schikanieren.

23 Heinrich Böll, 8.12.1942

24 Heinrich Böll, 5.6.1943

25 Heinrich Böll, 24.4.1943

4.2. Arbeitsbeziehungen

Die Art der Arbeitsbeziehungen zwischen den Besatzern und der Zivilbevölkerung muß immer vor dem Hintergrund des Machtmonopols der Deutschen gesehen werden. Franzosen wurden parallel zu den hohen Menschenverlusten an der Ostfront zunehmend zu Arbeitseinsätzen zwangsverpflichtet, was die Stimmung in der Bevölkerung verschlechterte. Gleichwohl geben die Briefe Einblick in den Alltag, in eine "Normalität" innerhalb der außerordentlichen Situation des Weltkriegs und der Besatzung Frankreichs. Doch gilt es, die Spezifika dieses Alltags herauszuarbeiten: Wie prägte die Besatzungssituation die Stimmung bei der Arbeit? Wurde die deutsche Machtposition ausgespielt? Wie verhielten sich die beiden Seiten zu ihren Rollen?

In diesem Kapitel ordne ich die Briefausschnitte nach dem Subjekt der Arbeit: In manchen Briefen wird der Dienst des schreibenden Soldaten beschrieben, wobei hier nur die Ausschnitte interessieren, in denen der Soldat dabei mit der Bevölkerung zu tun hat. In anderen Briefen werden Franzosen bei ihrer Arbeit beobachtet. Natürlich sind die Grenzen zwischen beiden Unterkapiteln fließend (im Falle der Zusammenarbeit), genauso wie eine Abgrenzung von Arbeitsbeziehungen und Freundschaft oft problematisch ist. So hatte Heinrich Böll zum Beispiel zu jedem seiner französischen Hausangestellten in Le Tréport einen persönlichen Bezug, der weit über ein sogenanntes "dienstliches Verhältnis" hinausging. Letztlich lassen sich Tendenzen über Kapitelunterteilungen hinweg verfolgen.

4.2.1. Arbeit in Berührung mit der Bevölkerung

In diesem Kapitel stammen alle Zitate aus Heinrich Bölls Briefserie, da er über seinen Dienst in der Kommandantur des kleinen Küstenstädtchens Le Tréport tagtäglich in engem Kontakt zur Zivilbevölkerung stand, und auch ihre Arbeitseinsätze zu koordinieren hatte. Seine Briefe aus besagter Zeit tragen oft das Siegel der Fremdheit oder der Selbstentfremdung.

Einer der wiederkehrenden Sätze zur Beschreibung seines Dienstes lautet: "*Leute kommen*". Oft äußert Böll Verwunderung über die diversen Anliegen der Bevölkerung und den regen Betrieb:

da kommen Leute, denen man die Bäume gefällt hat, denen man Rechen gestohlen hat; die arbeiten wollen für uns; ach, tausenderlei unglaubliche Dinge;²⁶

es kommen Leute: eine Frau, die ein Kind erwartet, will eine Bescheinigung für ihren Mann, daß er nachts die Straße betreten darf, um den Arzt zu holen; eine andere möchte ihren Garten benutzen an einem Haus, das von uns beschlagnahmt wurde; die Gendarmerie kommt und verhandelt mit mir wegen des Holzdiebs; so geht es immer rund;²⁷

“*So geht es immer rund*”: Ein geschäftiger Alltag herrscht im besetzten Frankreich. Ab und zu schildert er eine außergewöhnlichere Begebenheit:

Ich bin just unterbrochen worden, ich mußte raus, ganz schnell und in irgendeiner dunklen Kneipe eine Frau verhaften die ohne Einreise-Erlaubnis eingereist ist in die Sperrzone hier; (...) erst mußte ich zum Polizei-Büro, einen Polizisten holen, der saß gemütlich bei Käse, Brot und Wein, ein alter Veteran aus dem Weltkrieg, der am Stock einhergeht und dauernd von der Gicht geplagt ist: keine sehr bedrohliche Erscheinung, (...) Die Frau war übrigens hierher gefahren, um ihren Geliebten noch einmal zu sehen, der nach Deutschland dienstverpflichtet ist, hat ihn aber nicht mehr angetroffen; ihr hübsches, etwas billiges Gesicht war ganz verweint, es wird eine traurige Nacht werden für sie auf der Polizeiwache.²⁸

Die Haltung des Schreibers ist von Empathie gekennzeichnet. Der Hinweis auf die Erklärung ihrer “Tat” sowie der letzte Satz deuten an, daß die Solidarität des Schreibers der Französin gilt, während er die Vorschriften nur ausführen “*mußte*”.

Heute morgen haben wir eine ziemlich aufreibende Arbeit erledigen müssen, zusammen mit unserem Feldwebel eine Kontrolle der zivilen Arbeitskräfte bei einer Baufirma durchgeführt; von 130 waren etwa 85 gekommen, weil sie keine Lust hatten, zur O.T. verpflichtet zu werden. Ach, ich habe mich eigentlich sehr wohl gefühlt inmitten dieser zerlumpten Gesellschaft in ihren Arbeitskitteln. (...)

26 Heinrich Böll, 4.12.1942

27 Heinrich Böll, 19.12.1942

28 Heinrich Böll, 4.4.1943

*Ich mußte die Liste vorlesen, ziemlich laut schreien, und dann mußte einer nach dem anderen ins Büro einstolzieren; es war wirklich nett, so mit diesen Leuten zusammenzusein, die einen köstlichen Humor haben und eine menschliche Wärme, die erstaunlich ist. Es war sehr aufreibend mit diesem völlig "undisziplinierten" Volk. (...) Ohne Frühstück, unzählige Zigaretten rauchend, haben sie da gestanden, ach, es waren zum großen Teil fast noch Kinder, 1927 und 1928 geboren, wirklich kleine Knirpse!*²⁹

Wieder wird die Aufgabe der zwei Deutschen mit dem Element des Zwanges verbunden. Ihre Beschreibung hat etwas von einem grotesken Ritual: *"Ich mußte die Liste vorlesen, ziemlich laut schreien, und dann mußte einer nach dem anderen ins Büro einstolzieren"*. Hier bezeichnet *"mußte"* Rollenanweisungen, Spielregeln, und auch die Handlungen der Beteiligten (*"vorlesen, schreien, einstolzieren"*) muten durch ihre Überzogenheit spielerisch an; das Bild gleicht einer Karikatur. Die Komik der Szene entsteht aus dem Kontrast zwischen dem hölzernen offiziellen Gehabe, das das Auftreten der Besatzungsmacht erforderte (*"schreien, einstolzieren"*), und der entspannten Heiterkeit der Protagonisten - einschließlich des Briefschreibers. Auch hier bekundet Böll seine Sympathie für die Arbeiter (*"ich habe mich eigentlich sehr wohl gefühlt inmitten dieser zerlumpten Gesellschaft; es war wirklich nett, so mit diesen Leuten zusammenzusein"*), und bewundert den *"Humor"* und die *"menschliche Wärme"* des *"undisziplinierten"* Volkes, wobei er sich vom letzten Klischee durch Anführungszeichen distanziert.

Halten wir also fest: In Beschreibungen von Arbeits-Begegnungen mit Franzosen findet sich in Heinrich Bölls Briefen nicht nur ein positives Bild des Kriegsgegners, sondern darüber hinaus die Tendenz, sich mit den arbeitenden Franzosen zu solidarisieren und von den eigenen Aufgaben als Besatzungssoldat zu distanzieren. Sein Verhältnis zu den Franzosen, denen er bei der Arbeit begegnet, ist in der Regel von Sympathie und Empathie gekennzeichnet.

Zum Schluß sei noch ein Ausschnitt zitiert, der Hinweise zur französischen Perspektive enthält. Denn wenn auch Heinrich Böll durchgehend seine Sympathie für Fran-

²⁹ Heinrich Böll, 26.3.1943

Franzosen im Alltag bekundete, war er nicht blind für Fälle, in denen diese an ihre Grenzen stieß, etwa:

Der Bürgermeister ist ein echter Franzose, klein, dick, lebendig, unglaublich lebhaft - aber ängstlich mir gegenüber; ich weiß eigentlich nicht, warum, wir verstehen uns ganz gut und werden uns auch in den schwierigsten Fragen einig; aber er ist immer ein wenig ängstlich, weißt Du, so als wolle er jeden Augenblick beide Hände zum Schutz erheben. Vielleicht hat dieser kleine dicke Franzose Angst vor meiner barbarischen Größe und vor der Grobheit meiner Ruhe, und vielleicht auch vor meinem Lächeln, das immer auf meinem Gesicht erscheint, selbst wenn ich über die ernstesten Dinge mit ihm sprechen muß.³⁰

Böll beschreibt sein Verhältnis zum Bürgermeister als positiv (*“wir verstehen uns ganz gut”*), doch scheint dieser diese Meinung kaum zu teilen: *“er ist immer ein wenig ängstlich, weißt Du, so als wolle er jeden Augenblick beide Hände zum Schutz erheben”*. Die Furcht des Bürgermeisters vor einem Mitarbeiter der örtlichen Kommandantur schildert Böll als etwas Verwunderliches. Der Schwächere fürchtet den Stärkeren, nichts Überraschendes, doch Heinrich Böll, selbst in der Position des Stärkeren, wundert sich koketterweise darüber: Er sucht nach Erklärungen, und zwar bezeichnenderweise in seinem persönlichen Umgang mit dem Bürgermeister (in seiner *“Größe”*, seiner *“Ruhe”*, seinem *“Lächeln”*), nicht aber in seiner Stellung als Mitarbeiter einer Kommandantur der Besatzungsarmee. Insofern ist diese Textstelle charakteristisch für den Umgang Heinrich Bölls mit den Franzosen: Kategorien wie Besatzer und Besetzte scheinen ihm fern, und sie bleiben es seine ganze Frankreich-Korrespondenz lang. Statt dessen pflegt er, in einem Franzosen zuerst - und meistens nur - den Menschen zu sehen, nicht den Kriegsgegner. Diese Haltung ist von den untersuchten Schreibern bei Böll am ausgeprägtesten.

4.2.2. Franzosen bei der Arbeit

Im folgenden werden Briefstellen betrachtet, deren Thema arbeitende Franzosen sind. Dies interessiert in Bezug auf das Franzosenbild besonders, da Arbeit ein stark stereotyp besetztes Terrain ist. Es gilt herauszufinden, ob in den Soldatenbriefen die in

30 Heinrich Böll, 8.5.1943

Deutschland gängigen Klischees vom faulen, dekadenten und daher aussterbenden Volk auftauchen, und wenn, dann in welcher Form.

Als erstes ein Zitat Heinrich Bölls über seine Erfahrungen mit französischen Handwerkern:

*mit den französischen Handwerkern habe ich auch viel zu tun; das ist eine ganz besondere Sorte; sie sind schwer zu behandeln wie ganz, ganz "schwierige" Damen; sie haben ihre Launen, ihre Eigenarten, ihre Kapriзен, auf die man immer Rücksicht nehmen muß; wenn ich zum Beispiel den Schlosser brauche zu irgendeiner Reparatur, dann gehe ich erst zu ihm, zweimal immer vergebens, das ist der Satz; wenn ich ihn dann wirklich einmal so weit habe, daß er das "rendez-vous" auch einhält, dann muß ich erst Wein mit ihm trinken gehen, und dabei darf kein Wort von der Arbeit fallen; beim zweiten Glas darf ich dann anfangen, ganz leise anzudeuten, daß er wohl eventuell, vielleicht mal gelegentlich eine kleine Reparatur für uns macht; in den ersten Tagen war ich so dumm, gleich mit fünf oder sechs Aufträgen auf einmal zu kommen; und das war wirklich ein "Faux-pas", ein ungeheurer Fauxpas. Doch ich habe mich nun auf ihn eingespielt; der Schreiner ist wieder ganz anders, ein stiller netter Mann, etwas scheu und kriegsmüde, auch etwas mißtrauisch, ihn muß man erst ein wenig aufmuntern, ihn vorsichtig behandeln wie ein junges Mädchen...
(...) es ist interessant, menschlich, allzumenschlich; sie arbeiten ganz gern, nur wollen sie frei dabei sein, wie Künstler; und tüchtig sind sie alle, wirkliche, richtige Handwerker.³¹*

Den Hauptinhalt bilden hier die Umgangsformen der Arbeiter, es geht um das Entdecken fremder Höflichkeitscodes. Heinrich Böll verleiht seinem Befremden gegenüber diesen Codes Ausdruck, doch ohne Überheblichkeit. Sein Ton ist spöttisch, aber wohlwollend. Am Schluß deutet er die Gepflogenheiten der Handwerker dann auch sehr positiv: "*sie arbeiten ganz gern, nur wollen sie frei dabei sein, wie Künstler.*" Gegen das Klischee der Faulheit scheint sich Böll wehren zu wollen, er betont zum Schluß noch ihre Tüchtigkeit - "*wirklich, richtige Handwerker*".

31 Heinrich Böll, 8.12.42

“Doch ich habe mich nun auf ihn eingespielt”: Wir beobachten, daß es interessanterweise der Besatzer ist, der sich an die Sitten des besetzten Landes anpaßt. In Polen z.B. hätte die Szene mit Sicherheit einen sehr anderen Verlauf genommen.

Näheren Umgang als mit Handwerkern pflegten viele Angehörige der Besatzungstruppen höheren Grades mit Franzosen, die in ihrem Quartier für sie arbeiteten: Putzfrauen, Köchinnen und Köche... Hier einige Beschreibungen der “dienstbaren Geister”³², die den Blick der Soldaten auf sie veranschaulichen:

Wir haben eine kleine Köchin hier, Jacqueline heißt sie, eine blonde Sechzehnjährige, ein wirklich nettes Mädchen, ein richtiges Kind mit großen Meeraugen - heute abend sah ich sie mit ihrem Kabänes, da errötete sie wirklich - heute mittag sah ich dieses sehr zarte und doch sehr natürliche Mädchen - Abkömmling uralter Fischergeschlechter - in unserer Küche Fische säubern. Ganz phantastisch, mit welchem kalten Blut sie ihnen die Köpfe absäbelte, dann den Bauch aufschlitzte und dabei, als sie meinen schauernden Großstädtereifel bemerkte, auf eine sehr erstaunliche Weise lachte; ein Bild, wie es Breughel hätte malen müssen; dieses kleine Kind bei diesem blutigen und doch so harmlosen Geschäft. (...) Ich habe sie zu meinem Postillon d’amour befördert; da ich selbst sehr häufig erst spät abends weggehen kann, die Post aber schon um 5 Uhr da ist und meine Ungeduld um diese Stunde wach wird mit der Pünktlichkeit eines Weckers, schicke ich sie zur Kompanie, meine Post holen; sie bekommt jedesmal eine Zigarette von mir, die sie mit Chic zu rauchen versteht; wenn sie mir gar mehrere Briefe bringt, bekommt sie zwei Zigaretten, und so bekomme ich schon von weitem meine Sendung gezeigt, damit ich die zutreffende Ration für sie bereitlege.³³

In diesem Ausschnitt wird deutlich, daß es sich zwischen dem Schreiber und der kleinen Köchin nicht um eine reine Arbeitsbeziehung handelt. Doch - in diesem Brief stellt Heinrich Böll seiner Frau seinen Hausstand vor - sie wird vorgestellt unter dem Aspekt der Arbeit: beim Kochen und bei Laufdiensten. Unübersehbar ist das Verhältnis von Wohlwollen und Vertrautheit geprägt: Ausschließlich positive Adjektive (“nett,

³² Heinrich Böll, 16.5.1943; *Postillon d’amour*: zärtlicher Ausdruck für „Liebesbote“.

³³ Heinrich Böll, 6.4.1943

zart, natürlich“) und Verniedlichungen (“kleine Köchin, richtiges Kind, kleine Kind”) bezeichnen die Köchin, nicht zuletzt gibt Böll ihr einen vertrauten, zärtlichen Spitznamen: “*Postillon d’amour*”. Das Verhältnis zu der Bediensteten bezeugt in diesem Fall große Nähe und Freundlichkeit beiderseits.

Es folgt aus dem selben Brief die Beschreibung des Hausmeisters Ernest:

Die Perle unseres Hauses aber ist Ernest, das “Mädchen für alles”, ein alter, weißhaariger Knabe, ein origineller, sehr netter Kerl, dem man schlechthin alles anvertrauen kann und der alles zu arrangieren versteht. Er ist der Typ des alten Frontsoldaten von 14-18, ein prächtiger Kerl, der mir eine gute Hilfe ist, fast unersetzlich; er ist auch ein märchenhafter Koch; Jacqueline ist sozusagen sein Lehrling, er erklärt ihr die Kunst, Pfannkuchen zu backen und Blumenkohl kunstgerecht zu zerteilen. Leider kann er sie wegen unserer bescheidenen Mittel nicht in die höheren Sphären der Kunst einführen.

Er ist schon seit zwei Jahren im Haus, trotz des 4- bis 6-wöchentlichen Wechsels der Besatzung; wirklich eine Perle wie Gold, wirklich, ich hätte nicht geglaubt, in Frankreich soviel Treue zu finden, ausgesprochene Treue...

Auch hier eine geradezu enthusiastische Beschreibung, hinzugekommen ist das Vertrauenselement: “*dem man schlechthin alles anvertrauen kann; ausgesprochene Treue..*” Wurde Jacqueline sehr individuell beschrieben, so greift Böll in Ernests Fall auf die Referenz „*Typ des alten Frontsoldaten von 14-18*” zurück. Diese ist offenbar positiv besetzt, obgleich Ernest zum gegnerischen Lager gehörte. Was Heinrich Böll genau damit meinte, darüber läßt sich nur spekulieren. Sicher bleibt die Andeutung auf vom klassischen Militäretos geprägte Gegnerschaft, welche Respekt mit einbezieht.

Festzuhalten bleibt hier wie oben ein überaus positives, durch Vertrauen und Freundschaft gekennzeichnetes Verhältnis zu einem Bediensteten.

Als ein sehr anderes Beispiel für den Umgang deutscher Besatzungssoldaten mit französischen Bediensteten sei ein Ausschnitt aus Ernst Guickings Briefserie erneut zitiert:

Die Familie ist in Nizza zur Erholung. Und die Haushälterin, ein altes Frauchen, wohnt im Hinterhaus. Ich erkläre mich zu allen Diensten bereit, sagte sie zu unserer Begrüßung. Na ja, 1. Wäsche waschen, 2. Strümpfe stopfen, ja die hat schon zu tun mit uns. Jeden Morgen putzt sie unser Zimmer. Sie bekommt dafür frisches Brot und sonstige Lebensmittel. Was sagst Du dazu? Daheim muß man so etwas schwer bezahlen. Hier wirft man nur einmal mit scharfen Blicken um sich und schon ist alles geregelt.³⁴

Aus dem letzten Satz wird die Art des Umgangs des Soldaten mit der Haushälterin klar. Diese wird nicht näher beschrieben, sie ist "die Haushälterin", offenbar interessiert nur ihre Funktion. Die Bezahlung in Naturalien war nicht unüblich und oft vorteilhaft mit Blick auf den Schwarzmarkt. Doch das Kennzeichnende ist die Umgangsweise: "Hier wirft man nur einmal mit scharfen Blicken um sich" zeugt von einem Machtverhältnis ohne Rücksicht auf die Person. Ein starker Gegensatz zu Heinrich Bölls Briefen.

4.3. Persönliche Kontakte

Zusammen mit dem Kapitel "Kontakte zu Frauen" werden hier die engsten Kontakte zwischen Besatzern und Franzosen beschrieben. Hier also sind die ehrlichsten und tiefgreifendsten Auseinandersetzungen unter "Erbfeinden" zu erwarten, da ein großes Maß an Offenheit und Neugierde schon Voraussetzungen für die Entwicklung von freundschaftlichen Beziehungen über die Fronten hinweg waren. Auch das Beherrschen der Sprache sei als Kriterium genannt. Letztlich enthalten von den untersuchten Briefserien nur zwei Erwähnungen von engeren persönlichen Kontakten mit Franzosen: die Korrespondenz Heinrich Bölls und die Hans Ahlheits. Worüber wurde gesprochen? Welche Einstellung zum eigenen und zum anderen Land wurden geäußert oder stand im Hintergrund? Was waren die Gemeinsamkeiten? Gab es Konflikte? Schwierigkeiten? Lassen sich Einflüsse der Interaktion mit Franzosen auf das Franzosenbild der Soldaten erkennen?

34 Ernst Guicking, 11.7.1940

4.3.1. In Hans Ahlheits Briefen

Hans Ahlheit lernt während eines ungefähr sechsmonatigen Aufenthalts 1940-1941 in Rouen bei seiner Suche nach alten Büchern und Stichen einen französischen Antiquar kennen. Hier stellt er ihn Eugen Neufarn brieflich vor:

das ist übrigens der Mann unter den Franzosen, den ich nicht beurteilen kann. Er hat eine gründliche Kenntnis unserer Literatur, Kunst und Musik, aber noch eine ungleich erstaunlichere des Deutschen. Es ist gut, daß ich auf ihn stieß und nun die Ergebnisse von vier Monaten unter den Franzosen an diesem Steine wetzen kann. So manche Ein- und Ansicht konnte ich da in dreistündiger angeregter Unterhaltung (er spricht ein verblüffend schönes Deutsch) erproben. Sein Gespräch ist sehr feinfühlig und behutsam. Ich spüre, wie alles unterbaut und tiefgründig ist, mit allen Sinnen aufgenommen, was er sagt. Was er nicht weiß, (es ist nicht viel) fragt er, und was er fragt, danach darf man sich eine Vorstellung zimmern, auf welche Weise er seine früheren Kenntnisse und Erkenntnisse gesammelt hat.³⁵

In Bezug auf die sprachliche Verständigung bildeten die beiden gewiß - außer im Elsaß - eine Ausnahme, da der Deutsche für Kommunikation nicht auf Französischkenntnisse angewiesen war. Im Gegenteil, Hans bewunderte die sprachlichen Fertigkeiten seines Gegenübers (*“er spricht ein verblüffend schönes Deutsch”*) und seinen Geist: *“Es ist gut, daß ich auf ihn stieß und nun die Ergebnisse von vier Monaten unter den Franzosen an diesem Steine wetzen kann.”* Ein sehr vorsichtiges Verfahren - man bedenke, Hans war quasi Student. Mangelndes Interesse am besetzten Land läßt sich ihm jedenfalls wahrlich nicht vorwerfen. Sehen wir nun, welche Art Auseinandersetzungen er mit dem Antiquaren führte:

Eines, was er mir ehrlich bestritt, ob die Franzosen uns haßten. "Nein", sagte er, "und wenn sie es tun, wirkt es kindlich albern." Allerdings sei der Franzose zum Haß fähig und mehr zur tiefsten überhaupt denkbaren Empörung noch wie jetzt Italien gegenüber, das er perfid nannte. Hatte er, wie uns gesagt wird, Revanchegelüste? - Wie sieht er die Ruinen dieser Stadt? Nein, der Franzose ist (viel-

35 Hans Ahlheit, 16.8.1940

leicht) leider auf dem Standpunkte, wo er am meisten wünscht: Laßt mich in Ruhe arbeiten. Laßt mir meine Verfassung und meine Regierungsform, - die Verantwortung für mein Wohl und Wehe! - Ich fresse selber aus, was ich eingebracht, was ich immer mir einbrocken werde. Ganz ähnlich sagte er. Dann: "Sie sind der zweite Deutsche in meinem Laden, der nicht dieselben Vokabeln sagt." (Dieser Beweis allerdings für eine schon frühere Annahme des Franzosen spricht für sich)³⁶

Wir sehen - und dies ist eine Tendenz, die sich in den anderen Briefserien bestätigt -, das Gesprächsthema Nummer eins unter Angehörigen verschiedener Kriegsparteien ist - wie sollte es auch anders sein? - der Krieg. Oder genauer genommen, die Besatzung und die Frage, die sich mit Sicherheit jeder deutsche Truppenangehörige in Frankreich zwischen 1940 und 1944 gestellt hat, "*ob die Franzosen uns haßten*".

Der Antiquar wird während Hans' Aufenthalts in Rouen immer wieder in seinen Briefen erwähnt, bald verkehrt Hans in seinem Hause³⁷. Er wird jedoch immer nur in Verbindung mit Kunst und Literatur genannt, meist, wenn Hans schildert, wie er von ihm Kostbarkeiten weit unter Wert erwirbt, um sie nach Deutschland zu schicken. Der Aufbau seines "*Raritätenkabinett[s]*"³⁸ scheint zu der Zeit seine Hauptbeschäftigung gewesen zu sein. Über Inhalte weiterer Gespräche mit dem Antiquar berichtet Hans nicht mehr, doch er erwähnt, daß er in seinem Hause auf Gleichgesinnte - Deutsche und Franzosen - traf, deren "*geistige und geistliche*"³⁹ Unterhaltungen ihn erfreuten. Zuletzt schreibt er, der Antiquar - dessen Namen nie genannt wird - würde bald die Stadt verlassen und aufs Land ziehen. Über Gründe dafür schweigt Hans. Viel später, als er schon an der Ostfront ist, äußert er noch Hoffnungen hinsichtlich seiner Kunstsammlung:

36 Hans Ahlheit, 16.8.1940

37 "*Gestern hat er mir seine Bibliothek, Wohnung und Bilder gezeigt.*" Hans Ahlheit, 10.9.1940

38 Hans Ahlheit, 6.9.1940

39 Hans Ahlheit, 6.1.1941

*Aber wenn der Antiquar nach dem Krieg noch lebt, wird unsere Sammlung um manches Stück vermehrt.*⁴⁰

Letztendlich hinterläßt die Geschichte mit dem Antiquar mehr Fragen als Antworten. Warum nennt Hans nie seinen Namen? War ihm Hans wirklich Freund oder schätzte er ihn hauptsächlich für seine Hilfe beim Aufbau seines "Raritätenkabinetts"? Wie war seine Einstellung zu Vichy und zu Berlin? Gab es einen Zusammenhang zwischen dem "deutschfreundlichen" Verhalten des Antiquars und seinem Verlassen der Stadt? Die ausführlichste Briefstelle über ihn ist oben zitiert, sonst liegt über dem Mann, dem die deutsche Sprache und Kultur so vertraut waren und der Ende 1940 als Antiquar plötzlich beschloß, aufs Land zu gehen, ein Mantel des Schweigens. Fest steht lediglich, daß Hans im Kreise des Antiquars und seiner Bekannten in "geistig-geistlichen" Gesprächen, die ihm, dem Christen, so teuer waren (seine gesamte Korrespondenz mit Eugen Neufarn ließe sich mit diesen Worten treffend beschreiben), Vertrautheit in der Fremde fand, und man kann annehmen, daß die nationalen Unterschiede unter ihnen weniger ins Gewicht fielen als ihr gemeinsames Kulturinteresse, trotz der Kriegslage.

4.3.2. In Heinrich Bölls Briefen

In Heinrich Bölls Briefen verhält es sich etwas anders als bei Hans Ahlheit, dessen Interesse in Frankreich scheinbar mehr der Kultur als den Menschen galt. In Bölls Kriegsbriefen hingegen spielen Kontakte zu Zivilisten, sei es in zufälligen oder in täglichen Begegnungen, eine sehr bedeutende Rolle, zumal er durch sie für kurze Zeit dem verhaßten Soldatenleben entkommen konnte. Neben Kneipen und Cafés ermöglichten ihm Quartiere als Hauptkontaktfeld länger andauernde, enge und vertraute Kontakte mit Franzosen. Im folgenden zitiere ich Briefe aus zwei Einsatzorten, wo Heinrich Böll mit der Quartiers-Familie, beziehungsweise mit den Bediensteten freundschaftliche Beziehungen entwickelte.

4.3.2.1. Mit der Quartiersfamilie

Im Sommer 1942 kam Heinrich Böll zum Einsatz in ein kleines Dorf unweit der Atlantikküste und blieb dort mehrere Monate. Zusammen mit anderen Soldaten der In-

⁴⁰ Hans Ahlheit, 31.3.1942

fanterie wurde er auf einem Bauernhof einquartiert. Gegessen wurde in einer Art Kantine, nicht bei der "Gast"-Familie, diese mußte lediglich die Stube als Schlafräum zur Verfügung stellen. Zu diesem Zeitpunkt bestand die Bauernfamilie aus vier Personen: einem alten Ehepaar, ihrer Tochter mitsamt Kleinkind Thérèse, dessen Vater in Kriegsgefangenschaft war. Auch aufgrund seiner Französischkenntnisse lebte sich Heinrich Böll gut ein und das Zusammenleben gestaltete sich friedlich und zunehmend herzlich.

In seinen Briefen beschreibt er häufig Szenen aus dem Familienleben, die für die Art der Beziehung der Familienmitglieder zu Heinrich Böll aufschlußreich sind:

Unsere Quartiersleute schlagen jedesmal die Hände über dem Kopf zusammen, wenn wir zum Dienst antreten: "Oh Monsieur, toujours promenade, toujours exercer." Mit dem Alten, dem Schuster, sitze ich manchmal abends bei einer Tasse Kaffee, die er mit den Worten "S'il vous plaît, mon caporal" anbietet, zusammen, und er erzählt mir dann, soviel ich verstehen kann, von seiner 7-jährigen Soldatenzeit.⁴¹

Zu bemerken ist, daß für die beiden Männer, den jungen und den alten, das Soldatenleben eine Gemeinsamkeit darstellt. Der Alte fühlt sich mit dem jungen Soldaten verbunden, obwohl dieser für die andere Seite kämpft. Hinzu kommt im ersten Teil ein Fürsorgeelement: Die Alten zeigen Mitgefühl mit dem jungen Mann.

die Leute sind sehr nett; morgens, bevor wir zum Dienst gehen, müssen wir jeder unbedingt eine Schale Kaffee annehmen, sonst ist die Alte tödlich beleidigt; sonst schimpft sie schon mal, wenn wir mit allzu dreckigen Stiefeln durch die Küche laufen, besonders aber, wenn wir zu früh Licht anmachen und es lange brennen lassen;⁴²

sie brät uns Kartoffeln, kocht Eier und putzt morgens unsere Bude; und heute haben wir sogar von der Tochter unsere ganze Wäsche gewaschen bekommen.⁴³

41 Heinrich Böll, 16.5.1942; *toujours promenade, toujours exercer*: immer spazieren, immer exerzieren; *S'il vous plaît, mon caporal*: Bitteschön, mein Kaporal.

42 Heinrich Böll, 17.5.1942

43 ebd.

Das Fürsorgeelement wird hier deutlicher, zumal Dinge wie Kaffee kochen, Kartoffeln braten und Wäsche waschen keineswegs von den Quartiersfamilien verlangt wurden. In der Feldpostforschung wurde auch in anderen im Zweiten Weltkrieg besetzten Ländern die Tendenz von Quartiersfamilien dokumentiert, sich gegenüber den oder dem beherbergten Soldaten elternhaft zu verhalten⁴⁴. Diese Tendenz verstärkte sich in der Regel, wenn sich ein Sohn der Familie im Krieg oder in Gefangenschaft befand.

Jeden Tag fragt mich die alte schmale Frau, wann der Krieg zu Ende ist, und ich kann nicht anders, als im Scherz zu sagen "4 Jahre"; dann schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen, nennt mich einen Barbar und reicht mir lächelnd meinen Kaffee; das wiederholt sie fast jeden Morgen, es ist sozusagen unsere Begrüßungszeremonie...⁴⁵

Hier haben wir ein schönes Beispiel für ironischen Klischeegebrauch. Tatsächlich war der Barbar das gängige Deutschen-Klischee in Frankreich, mit Bedeutungsverschiebungen im Umlauf seit dem 19. Jahrhundert. Auch im Juni 1940 waren Millionen Franzosen nicht zuletzt vor den "barbarischen" deutschen Horden Richtung Süden geflohen (siehe Kapitel 2.2.1.). Im geschilderten Kontext aber bekommt das Wort einen ironisch-zärtlichen Beiklang, der viel über den Umgang der alten Frau einerseits mit dem jungen Soldaten, andererseits mit Stereotypen aussagt. Man kann diese Schilderung als ein Beispiel sehen für die von Böll so geschätzte Menschlichkeit, die er im Umgang mit vielen Franzosen lobte. Hierzu kommen wir in Kapitel 5.

Nach einigen Wochen in der Familie und im Dorf ist die Vertrautheit so groß geworden, daß sich bei Böll gar so etwas wie "Heimatgefühle" einstellen:

Wir liegen jetzt schon fünf Wochen hier in unserem Kaff; allmählich kennt man alle Leute, grüßt sich und fühlt sich sehr vertraut mit dem Anblick der Häuser und der Silhouette des Dorfes aus der Ferne; wenn wir einen Marsch machen, dann sehen wir unser Dorf schon aus der Ferne, weil es sehr hoch liegt; es ist

⁴⁴ Stenzel: Das Rußlandbild des 'kleinen Mannes', S. 63

⁴⁵ Heinrich Böll, 20.5.1942

*ganz sonderbar, daß man aus den vielen Baumreihen, die man dann sieht, die eine Silhouette ganz genau herauskennt und weiß, daß man da "zu Hause" ist.*⁴⁶

Ogleich "zu Hause" in Anführungszeichen steht, bleibt der Gebrauch dieses starken Ausdrucks markant. Er mag darauf hindeuten, daß das Leben in der Bauernfamilie für den Schreiber eine Linderung der Qualen des Exils bedeutete.

4.3.2.2. Mit den Hausangestellten

Am 24. Februar 1943 trifft Heinrich Böll in dem Küstenstädtchen Le Tréport ein. Er arbeitet bei der lokalen Kommandantur und haust zusammen mit seinen Kollegen im requirierten "Hôtel de la Plage". Er genießt dort über drei Monate einen relativ angenehmen Bürodienst frei von körperlichen Strapazen, den Luxus eines eigenen Zimmers sowie die Anwesenheit von mehreren Bediensteten. Hauptsächlich mit dem alten Ernest und der jungen Jacqueline (beide wurden schon im Kapitel 4.2. vorgestellt) entwickelt er im täglichen Miteinander freundschaftliche Beziehungen. Hier schreibt er über Ernest:

Kennst Du eigentlich schon unsren Hausmeister, Monsieur Ernest? Eine großartige Type, mit dem ich den Sprachunterricht noch ausgiebiger betreibe, allerdings lernt man bei ihm nur den Jargon einer Hafenstadt, die verschiedensten Ausdrücke für die verschiedenen Typen von Frauen, teils erfreuliche, teils unerfreuliche Bezeichnungen; außerdem lehrt er mich in Theorie und Praxis Kenntnis sämtlicher Sorten von Alkohol; ein toller alter Knabe. Er besorgt viel für uns, sehr viele lästige Gänge, manch gutes Eßbare auf dem "marché noir"⁴⁷, manch guten alten Tropfen, der nur für Eingeweihte noch käuflich ist. Das Sonderbare an ihm ist, daß ich ihn, sooft ich ihm bei meinen Gängen und Fahrten begegne, immer in den Kneipen sehe, immer; dabei leistet er doch das, was von ihm an Arbeit verlangt wird, in vollem Maße; jedesmal, wenn wir uns so ein ungewolltes rendez-vous geben, muß ich natürlich eine entsprechende Portion Alkohol zu mir nehmen - mir übrigens niemals unangenehm! Wir sitzen dann eine Weile zusammen in der Kneipe und

⁴⁶ Heinrich Böll, 17.6.1942

⁴⁷ Der *marché noir* ist der Schwarzmarkt.

Weile zusammen in der Kneipe und philosophieren über den Krieg oder über die Hunde oder über das erbärmliche Soldatenleben, das er kennt, vielleicht besser als ich. Dabei lerne ich diesen oder jenen originellen Kauz kennen, irgendeinen seiner Freunde, alle prächtige Franzosen, die wirklich in einem außergewöhnlichen Sinne Kameraden sind (überhaupt scheint mir die Kameradschaft unter dem Volk hier in Frankreich phantastisch viel größer als bei uns).⁴⁸

Das Verbundenheit stiftende Element des Soldatenlebens finden wir bei Ernest wieder - erinnern wir uns, er ist der *“Typ des alten Frontsoldaten von 14 -18”*⁴⁹ -. Und die Haltung zum deutschen Soldaten, die Ernest an den Tag legt, erscheint unvoreingenommen und von großer Offenheit: er besorgt Seltenes für ihn, stellt ihn seinen Freunden vor, trinkt und plaudert mit ihm - Dinge, die gegenüber einem Angehörigen der Besatzungskräfte überraschen können.

Heinrich Böll erwidert seine Sympathie. Auch bewirkt der Altersunterschied, daß er in ihm eine Art Lehrerfigur sieht. Vergleichbar mit Hans Ahlheits Antiquar führt Ernest Heinrich Böll in Kreise ein, zu denen er sonst als Besatzer keinen Zugang hätte. Beide bekommen durch ihre Freunde Einblick in das Leben der Menschen über den *“touristischen Blick”* hinaus.

Über der Freundschaft zwischen Heinrich Böll und der kleinen Köchin Jacqueline liegt durchgehend eine Ahnung von Zweideutigkeit (so versäumt er es z.B. nie, ihre Schönheit zu loben, wenn er sie in einem Brief erwähnt). Einige Zeit nachdem er ihr Heimatstädtchen verlassen hat, wird er damit plötzlich konfrontiert:

...bekam ich heute von der guten kleinen Jacqueline in Tréport ein Photo geschickt. Denk Dir nur! Ich war wirklich sehr erschreckt. Ob es nur der freundschaftliche Beweis eines Jung-Mädchen-Herzens ist? Ich weiß nicht, wie ich das deuten soll. Vielleicht war es wirklich sträflich, wenn ich dem schönen Mädchen, während sie Omeletten bereitete, große Vorlesungen über Deutschland hielt (...) und vielleicht waren diese großen blau-grünen Meeraugen wirklich

48 Heinrich Böll, 8.5.1943

49 Heinrich Böll, 6.4.1943

*nicht aus politischem Interesse auf mich gerichtet. Ich wäre sehr traurig, wenn ich da allzu dumm gewesen wäre.*⁵⁰

4.4. Kontakte zu Frauen

Das Thema Frauen zieht sich durch alle untersuchten Briefserien. Es liegt in der Natur der Sache, daß es von allen Themen mit am stärksten tabuisiert und/oder klischeehaft behandelt wurde. Schließlich schrieb der Großteil an die Ehefrau oder Verlobte. Wie sich schon im Kapitel Sprache abzeichnete, grenzen sich die Schreiber tendenziell auf dem Gebiet der Liebe stark von den Franzosen ab. Gleichzeitig spielt jedoch für ihr Frankreichbild das attraktive Klischee "Land der Liebe" eine wichtige Rolle. Das Ergebnis: ein spannungsreiches Feld.

Wir nähern uns dem Blick der Schreiber auf die französischen Frauen zuerst über die Art, wie sie sie beschreiben. Was fällt ihnen auf? Was ist anders/ ähnlich als bei der Referenzgruppe deutsche Frauen? Was halten sie von den fremdartigen Eigenschaften der französischen Frauen? Was stufen sie als typisch ein?

Dann betrachten wir, was die Soldaten über Liebschaften deutscher Soldaten mit Französinen schreiben und welche Rolle sie selbst demgegenüber einnehmen. Die Meinungen der Soldaten zum Thema Französinen sind als Teilaspekt ihres Franzosenbildes relevant.

4.4.1. Beschreibungen: Charme, Koketterie und Lippenstift

4.4.1.1. Vergleich mit deutschen Frauen

In den zahlreichen Briefen, in denen Französinen beschrieben werden, fällt als erstes auf: Das "Merkmal" französisch wird fast immer hervorgehoben. Daß einfach eine Frau beschrieben wird, ist die absolute Ausnahme, statt dessen wird ihr Grad an "Französisch-Sein" gemessen - das heißt es wird geprüft, inwiefern sie dem Klischee entspricht oder sie wird mit deutschen Frauen verglichen.

Ich unterscheide in den Briefen zwei Arten, diesen Vergleich zu ziehen: es gibt den expliziten und den impliziten Vergleich. Beim ersten setzt der Schreiber französi-

⁵⁰ Heinrich Böll, 31.5.1943

sche und deutsche Frauen direkt nebeneinander, beim zweiten legt der Schreiber den Akzent auf das spezifisch Französische (etwa eine Eigenschaft), ohne die deutsche Variante zu erläutern. Hier nun Beispiele für den expliziten Vergleich zwischen französischen und deutschen Frauen:

Die ganze Episode hat mich sehr erfreut, weil mir eigentlich zum erstenmal ganz klar eine wirklich treue Französin begegnete; sonst ist das - scheinbar - sehr selten - die Treue, das ist eine unserer deutschen und sehr großen Tugenden, die Treue, die von den anderen Nationen oft allzu leicht als eine Filiale der Dummheit bezeichnet wird...51

Wie schöne Mädchen gibt es da, oftmals mit vollendetem Geschmack gekleidet. Allerhand ... sagen die Ostmärker. Dann aber viel Geschmacklosigkeiten, viel Kitsch. Um so unerträglicher, als die kultivierten ausgezeichneten Dinge dieses Abständige in seiner Art nur noch mehr betonen. Durchgehend herrscht bei uns gewiß ein besserer Geschmack, oder sagen wir eine Solidität des Durchschnitts.52

Seine Frau - schlank und jung wie die Mütter in Frankreich, so ganz anders als die unsern;53

Aber unsere Mädchen zu Hause sind doch deftiger. - Wer ein Dichter ist, sollte sie ruhig ab und zu vor den Töchtern Galliens loben.54

Aber, wenn ich am Tage rausgehe, so wie am Sonntag, also gestern, nee, Kind, es ist bald nicht mehr zum ansehen. Diese verfluchte Schminkerei, angestrichen diese Weiber hier, Du glaubst es einfach nicht. Wenn ich das bei meiner Frau mal feststellen müßte, ich würde auf der Stelle den Koffer packen und ausreisen. So etwas verrücktes. Ich muß sehr oft an etwas anderes denken, sonst kommt mir der ganze Inhalt meines Magens bis an die Kragenbinde. Die knallroten Lippen, das gelb angemalte Gesicht, tiefschwarze Augenbrauen und dann rote Finger-

51 Heinrich Böll, 16.5.1943

52 Eugen Neufarn, 18.5.1941

53 Eugen Neufarn, 13.2.1942

54 Hans Ahlheit, 19.1.1941

*nägel. Mit solch einem äußerst auffälligen Trauerrand, mit einem Wort gesagt, eine große Sauerei.*⁵⁵

Variiert der Ton auch stark, lassen sich inhaltlich doch Gemeinsamkeiten feststellen. Fassen wir zusammen. Die Merkmale, die die Soldaten deutschen Frauen zuschreiben, lauten: *“treu”*; *“durchgehend (...) ein besserer Geschmack”*; *“Solidität des Durchschnitts”*; *“deftiger”*.

Im Kontrast die den Französinen zugeschriebenen Merkmale: *“schön, (...) oftmals mit vollendetem Geschmack gekleidet”*; *“viel Geschmacklosigkeit, viel Kitsch”*; *„schlank und jung”*; *“angestrichen, (...) die knallroten Lippen, das gelb angemalte Gesicht, tiefschwarze Augenbrauen und dann rote Fingernägel. Mit solch einem äußerst auffälligen Trauerrand, mit einem Wort gesagt, eine große Sauerei”*.

Die für die deutschen Frauen gebrauchten Wörter ergeben ein recht geschlossenes, homogenes Bild: *treu*, *solide*, *deftig*. Wohingegen die Soldaten von den Französinen ein heterogenes Bild entwerfen: einerseits schön, schlank und fein gekleidet, andererseits untreu mit Hang zum Kitsch und zur Geschmacklosigkeit. Diese Heterogenität läßt sich auf verschiedene Weisen deuten. Am naheliegendsten die Annahme, daß die Soldaten schlicht unterschiedliche Erfahrungen machten, und/ oder von vornherein unterschiedliche Erwartungshaltungen hatten. Sie könnte auch darauf hindeuten, daß - bezogen auf die Soldaten als Menge - kein klares Bild der Französin vorhanden war, da es in der Konfrontation mit der Wirklichkeit erst am Entstehen war, während das Bild der deutschen Frau für alle relativ homogen und anschaulich präsent war. Auffällig bleibt, daß die Beschreibungen der Französinen stark mit denen der deutschen kontrastieren (es wird kein gemeinsames Charakteristikum genannt, teilweise ließen sich sogar Gegensatzpaare bilden: *“treu-untreu, deftig-schmal”*, usw.), beim Vergleich gehen die Frauenbilder der Soldaten also auf den ersten Blick in Richtung Unterschiedlichkeit, Abgrenzung, nicht Ähnlichkeit.

Nun zu den “impliziten Vergleichen” bei der Charakterisierung von Französinen. Voraussetzung für das Beobachten “typischer” und “untypischer” Französinen ist natürlich ein klares vorgefaßtes Bild der gesuchten Merkmale. So erfahren wir in den folgenden Zitaten viel über Französinen-Klischees und wenig über Französinen.

Beginnen wir mit den Negativbeispielen, also den “untypischen” Französinen:

55 Ernst Guicking, 18.11.1940

*Sie selbst hatte ein breitnasiges, rotes, leeres Gesicht und aschblondes, stumpfes Haar; sie hatte absolut nichts Französisches an sich, nicht einmal die Sprache war zu verstehen;*⁵⁶

*Weißt Du, es freut mich bei ihr am meisten, daß ihr diese für eine Französin fast obligatorische Kokettheit fehlt, das ist so unglaublich angenehm bei einem schönen Mädchen, finde ich, daß man sich mit ihr unterhalten kann, ohne dauernd von diesen Luftschlangen der Koketterie belästigt zu werden.*⁵⁷

Es wird also als “nicht-französisch” eingestuft: “*ein breitnasiges, rotes, leeres Gesicht und aschblondes, stumpfes Haar*” sowie das Fehlen von Kokettheit. Es sei darauf hingewiesen, daß alle Zitate vom gleichen Schreiber stammen. Nun zum “Typischen”.

*Ach, heute bei dem Versuch, etwas zu kaufen, habe ich auch einmal eine wirklich dunkle, schöne dunkle Französin gesehen, eine sanfte kleine, einfache Bauersfrau, sie hatte ein weißes Tuch um den Kopf; das war wirklich eine Französin; die anderen hier sich doch mehr oder weniger Flamen, jedenfalls mehr blond und derb; ich habe wirklich die Augen offengehalten und auch manchen und manche gesehen, die wohl französisch war, aber eine so reine Erscheinung noch nicht...*⁵⁸

Heute Nachmittag hat mein 'Beischläfer', (au Backe, mein Gaumen), ein französisches Mädchen Christiane mit auf die Bude gebracht. Es war sehr schüchtern und war und ist eine gute Französin. Sie ließ sich aber zeichnen, da ich ihr gut zuredete und meinerseits weniger schüchtern (Amande, ich bin so schüüüüchtern, sagte der Adolf immer) aufgelegt war. Auf eine Stunde und eine halbe

56 Heinrich Böll, 13.6.1942

57 Heinrich Böll, 14.5.1943

58 Heinrich Böll, 13.6.1942

*Stunde saß sie sehr ruhig, hatte blanke schwarze Augen und ziemlich dunkles Haar.*⁵⁹

*Sie wird weder weltlich noch heilig, ein schwebendes Stück vom Mensch, - aber schön soll sie werden, schön wie Christiane, nur etwas riesiger noch und eine Gestalt aus der Heimat, keine dunkel glühende Französin.*⁶⁰

*Die Frau ist blond, sauber und frisch, fast wie eine Nordländerin, aber diese Sorte Französinen sind in den Augen noch viel französischer als die dunklen, ein ganz sonderbares Schillern.*⁶¹

*Die Wirtin war eine junge, zarte hübsche Blondine, wie es sie nur in Frankreich gibt, für die man wohl die Bezeichnung graziös verwenden könnte und die noch französischer wirken als die dunklen Schönheiten.*⁶²

Fassen wir die Eigenschaften zusammen, die in diesen Briefausschnitten als typisch französisch beschrieben werden: *“dunkel, schön dunkel, schüchtern, dunkel glühend, ein ganz sonderbares Schillern in den Augen, jung, zart, hübsch, graziös”*. Dazu fällt auf, daß das Adjektiv “französisch” in verschiedenen Abstufungen oder Intensitätsgraden verwandt wird, wie *“wirklich eine Französin, eine reine Erscheinung, eine gute Französin, diese Sorte Französinen, noch französischer”*.

4.4.1.2. Hexenmetapher und alte Frauen

Im folgenden zitiere ich einige Frauenbeschreibungen, bei denen “das Französische” oder das “Nicht-Deutsche” nicht im Vordergrund steht, die gleichwohl im Detail vieles über das Franzosenbild der Feldpostschreiber enthalten.

Heinrich Böll greift bei Frauenbeschreibungen häufig auf die Hexenmetapher zurück. Sie steht für eine Mischung aus Anziehung und Mißtrauen und bewirkt gleichzeitig eine Stilisierung der geschilderten Erlebnisse. Möglicherweise half ihm

⁵⁹ Hans Ahlheit, 19.1.1941

⁶⁰ Hans Ahlheit, 21.1.1941

⁶¹ Heinrich Böll, 28.1.1943

⁶² Heinrich Böll, 21.8.1943

zeitig eine Stilisierung der geschilderten Erlebnisse. Möglicherweise half ihm diese Verklärung, seiner Frau vom heiklen Thema Frauen zu schreiben. Hier ein Beispiel:

Bei der etwas düsteren wie faszinierenden Beschäftigung, die leeren Häuser zu inspizieren in dieser verlassenen Straße am Strand, gesellte sich mir heute lautlos wie eine Katze, wirklich wie eine Katze, eine sehr junge, pechschwarze, höllisch hübsche kleine Französin zu, die aus einer naheliegenden Offizierswohnung herauskam.

Sie verfolgte mich wirklich mit ihrem elementaren, zarten Dirnengesicht, umrahmt von dunklen Locken, mit grünlich-blauen, ungewöhnlich großen, schimmernden Augen; es war wirklich märchenhaft; sie sprach mit einer hohen, dünnen Stimme und bot sich als Führerin an, und konnte mir auch sehr nützliche Angaben machen über die Gegenstände, die in den einzelnen Häusern noch zu finden seien. Sie folgte mir lautlos auf weichen Pantoffeln, und ich konnte den ersten Eindruck: Katze, nicht mehr loswerden, wirklich eine Hexe.⁶³

Das Meer ist heute so grün wie die Augen der rötlich-blonden normannischen Hexen, die man oft hier an der Küste sieht, abends im Dämmer die Kühe melkend oder in einem Bäckerladen oder als Lockvogel hinter der Theke einer Kneipe. So grün ist das Meer, unheimlich, giftig und gefährlich;⁶⁴

In beiden Briefausschnitten umgibt Heinrich Böll die beschriebene Frau mit einer mysteriösen, nahezu übernatürlichen Aura (*“märchenhaft; höllisch hübsch; unheimlich”*). Er verbindet sie mit traditionell geheimnisvollen Elementen wie Katze und Meer. Die Farbe grün taucht in beiden Zitaten auf, ebenso die Dunkelheit (*“düster; abends im Dämmer”*). Im ersten Zitat wird der Schreiber *“lautlos verfolgt”*, im zweiten scheinen ihm die Hexen - hier sogar im Plural! - in den alltäglichsten Situationen *“als Lockvogel”* aufzulauern. *“Unheimlich, giftig und gefährlich”* liest sich wie eine Analogie der Verunsicherung, die ihn verfolgt oder ihm auflauert. Heinrich Böll verwendet hier die Metapher der Hexe in klassischer Manier, eingebettet in einen mystisch anmutenden Kontext an der Schwelle zum Phantastischen.

63 Heinrich Böll, 23.5.1943

64 ebd., 5.9.1943

Stand in den letzten Briefausschnitten die Hexenmetapher für Versuchung - für einen Christen kein hohles Wort -, so kann man sie im folgenden Zitat fast wörtlich lesen:

Die Frau ist schon uralt, glaube ich, mit fast hexenhaften Zügen, einem richtigen alten Bart, und ihre Sauberkeit ist nicht gerade imponierend; sie ist klein und sehr mager, aber von einem geradezu bezaubernden Charme, wie ihn vielleicht nur diese alten Gesichter in Frankreich kennen; unter den jüngeren Mädchen findet man diesen, ich möchte fast sagen asexuellen Charme fast niemals, nur sehr, sehr selten, gewiß gibt es ihn noch, weißt Du, ein Charme, der wirklich außerhalb von Flirt und Spiel liegt, sozusagen ohne konkrete Grundlage - diesen Charme hat diese alte Frau.⁶⁵

Beschreibungen alter Frauen kommen ausschließlich in Heinrich Bölls Briefen vor. Er ist überhaupt der einzige Schreiber, der alte Menschen erwähnt. Elemente wie Charme, Würde, Eleganz dominieren diese Schilderungen. Hier eine von ihnen:

Die Frau von Monsieur Ernest ist eine wahrhaft markante Erscheinung, und ich glaube, insgeheim ist er auch sehr stolz auf sie; sie hat einen wahrhaft königlichen Gang, diese alte Frau, elastisch und stolz, immer erhobenen Hauptes, und ein sonderbar ernstes und hartes Gesicht, ebenmäßig und streng, schön, wie eine weise, alte Hirtin, die von der Höhe eines einsamen Berges kommt und mit Verachtung auf die "Leute von unten" schaut. Sie ist immer sehr ärmlich gekleidet, mit einem alten Mantel, ohne Strümpfe, mit einfachen Sandalen und natürlich einer Baskenmütze, einer echten Baskenmütze, dabei kann sich das Gesicht der Frau mit einer phantastischen Schnelle zu einer erstaunlichen Zärtlichkeit wandeln, wenn sie zum Beispiel Felix streichelt und mit ihm plaudert, oder wenn sie uns allen mit einer grandiosen Liebenswürdigkeit "guten Morgen" sagt. Kräftig drückt sie uns die Hände und lächelt mit einer wirklich französischen Grazie, die einen sogar bei diesem strengen welschen Hirtinnen-und-

65 Heinrich Böll, 13.9.1943

*Königinnen-Gesicht erstaunen macht, wenn man die phantastischen Möglichkeiten dieses Volkes kennt.*⁶⁶

Auch bei alten Frauen hebt Böll das typisch *“französische”* hervor, in diesem Fall beispielsweise *“wirklich französischen Grazie”*, und oben *“bezaubernder Charme, wie ihn vielleicht nur diese alten Gesichter in Frankreich kennen”*. Böll versieht alte Frauen mit den selben positiven Eigenschaften wie junge: Charme und Grazie. Stolz, Strenge, Liebenswürdigkeit kommen hinzu. In seinen Beschreibungen alter Frauen scheint er andeuten zu wollen, daß das Besondere an den Frauen - das, was er *“das Französische”* nennt - ihnen bis ins hohe Alter erhalten bleibt. *“Das Französische”* hat also - laut Heinrich Böll - scheinbar mehr mit immateriellen, geistigen als mit physischen Eigenschaften zu tun.

4.4.1.3. Literaturbezug, Schönheit und Koketterie

Ein weiterer Topos bei der Beschreibung von Französinen in den untersuchten Feldpostbriefen ist der Bezug auf Literatur. Auch dieser findet sich ausschließlich bei Heinrich Böll. Daß überhaupt in diesem Zusammenhang auf die Literatur verwiesen wird zeugt vom Status Frankreichs als Kulturland.

Hier ein paar Beispiele für den Literaturbezug bei Frauenbeschreibungen:

*Man sieht sie alle wirklich über diesen hohen grauen Häusern, alle die Schönheiten Balzacs, die blonden und braunen, sanfte, engelhafte Mädchen sieht man irgendwo hinter einer Gardine stecken und nähen oder mit anmutigen Bewegungen irgendwo in einem kleinen Laden Brot verkaufen; ach, manche sind auch häßlich, viel häßlicher, aber die meisten von ihnen tragen es mit Würde und élégance, und fast keine von ihnen ist völlig abstoßend. Man sieht die großen Kurtisanen im Auto vorbeisausen - auch heute noch, oder sieht sie über die Boulevards spazieren, begleitet von grauhaarigen Beaus oder Offizieren;*⁶⁷

Ein wirklich rätselhaft reizvolles Mädchen, sehr niederländisch anmutend eben in dieser stillen Straße, die fast unbewohnt zu sein scheint, das hat überall die

⁶⁶ Heinrich Böll, 8.5.1943

⁶⁷ Heinrich Böll, 16.3.1943; *Boulevards* sind Alleen und *Beaus* schöne Männer.

Atmosphäre der Madame Bovary; überall in Frankreich, in vielen stillen Straßen ist sie mir begegnet; oft auch als Phantom oder lebendig hinter einer Gardine, oder im Straßenkostüm, die Hübsche, Sinnlich-sentimentale ohne Tiefe, in deren Augen die wilde Verzweiflung des Nichts lauert...68

In jedem Fall werden die Erwartungen des Schreibers erfüllt, und die Wirklichkeit erscheint Böll, was die Frauen angeht, als den Romanen getreu. Oder anders ausgedrückt: Böll gibt in dieser Hinsicht Balzac und Flaubert recht, er meint die Frauen, die sie in Romanfiguren verwandelten, heute noch auf der Straße gehen zu sehen. Bölls Französinen-Bild ergänzt sich um den Zeitaspekt: Es ist historisch gewachsen und hat seine Wurzeln auch in der französischen Literatur.

Sonst ist der Haupttopos bei Frauenbeschreibungen in den untersuchten Briefen die Schönheit. Diese loben die Junggesellen Hans Ahlheit und Eugen Neufarn zwar - zusammen mit Heinrich Böll - am häufigsten, doch nicht als einzige.

Das folgende Zitat demonstriert zwei Haltungen zu weiblicher Schönheit:

An 'handelnden Personen' gab es nur ein Mädchen, das Blumen begoß oder die Bäume besah, auf einem Liegestuhl lag oder irgendwelche Verrichtungen mit einiger Anmut vornahm, - alles allerdings, (und das spürten die Landser nicht), in dem Gefühl gesehen zu werden. Sie spielte also ein leichtes, zierliches Theater. Als Bild war das Ganze wunderschön, nicht nur in der Farbe. Ich wünschte, Du hättest es sehen können.

Ich bekam fortwährend Püffe, weil ich fortwährend grinsen mußte über die Andacht meiner Kameraden bei dem vermeintlichen Schauspiel der Natur. Mit offenen Mündern saßen sie da wie auf dem einen braunen Bilde von Daumier, diese dunklen Gesichter, die in der Sonne blinkten.69

Der Schreiber nutzt die Geschichte zur Selbstdarstellung, um sich von der Menge der gaffenden Soldaten abzugrenzen, von den "dunklen Gesichtern", die das Spiel des Mädchens nicht durchschauen. Eines der vielen Beispiele dafür, wie das Thema

68 Heinrich Böll, 6.10.1942

69 Hans Ahlheit, 4.5.1940

„Frauen“ im Brief in irgendeiner Form dem Schreiber als Selbstdarstellung dient. In diesem Fall ist der Adressat der Freund Eugen Neufarn, Hans signalisiert Verbundenheit (*„Ich wünschte, Du hättest es sehen können“*) und Souveränität. Ist der Brief aber an die Ehefrau gerichtet, kann dies etwa folgendermaßen klingen:

Ich sah auch Frauen, Frauen, so wie sie Gott erschaffen hat. Ich war wie berauscht von all dem, was uns an Schönheit und Sehenswürdigkeiten geboten wurde, und dennoch blieb mein Herz unberührt. Es gibt nur eine Frau, die ich liebe, die mich glücklich machen kann. Dieser Frau, und das bist Du allein, gehört mein ganzes Herz, meine Liebe und mein Leben.⁷⁰

Auch hier geht es um Selbstdarstellung: *„Es gibt nur eine Frau, die ich liebe“*. Das Treuebekenntnis stellt den Kern des Briefes dar.

Als letztes sei ein Briefausschnitt Heinrich Bölls zitiert, in dem er 1943, gegen Ende seines letzten Aufenthalts in Frankreich, seine gesammelten Erkenntnisse über die Französinen zusammenfaßt:

Ich glaube, es wäre sehr hochmütig, wenn ich behaupten wollte, mich ungefährdet zu glauben, aber ich glaube, gegen die Koketterie sämtlicher hübscher Französinen bin ich gefeit; es ist sehr nett mit diesen Französinen zu plaudern, sie sind wirklich eine bemerkenswerte Sorte Mensch, in einem hohen Maße menschlich und nüchtern... ach, weißt Du die Geschichte vom heiligen Dominikus, der sich auf dem Sterbebett anklagte, immer lieber mit hübschen Frauen verhandelt zu haben als mit alten Frauen und Männern? Ist das nicht ein tolles Bekenntnis eines französischen Heiligen? Ich bemühe mich - eingedenk des Bekenntnisses dieses Heiligen - immer sachlich zu bleiben und wenig charmanten Erscheinungen gegenüber sachlich und zuvorkommend zu sein; denn es ist ganz klar und sonderbar menschlich, daß man einer hübschen jungen Frau gegenüber immer geneigter ist, nicht wahr? Doch ich bemühe mich, wirklich sachlich zu bleiben, und es ist insofern nicht schwer, als die Französinen wirklich unabhängig von Schönheit und Hübschheit alle charmant sind, mit Ausnahmen versteht sich...⁷¹

70 Alois Scheuer, 5.7.1942

71 Heinrich Böll, 10.5.1943

In diesem Zitat faßt Heinrich Böll alle charakterlichen Merkmale zusammen, welche er immer wieder als typisch für die französischen Frauen nennt: Charme, Koketterie, Menschlichkeit. Das äußerliche Bild der Französinen, was in den untersuchten Briefen entworfen wird, läßt sich so zusammenfassen: schön, dunkel, (stark) geschminkt, graziös, elegant. Ob sich dieses Bild durch den persönlichen und/ oder intimen Kontakt bestätigt oder verändert, danach fragen wir im nächsten Kapitel.

4.4.2. Liebschaften zwischen deutschen Soldaten und Französinen

Daß grundsätzlich Liebschaften, Affären und Bordellbesuche der Soldaten für die Feldpost tabu waren, ist selbstverständlich angesichts der Tatsache, daß die Adressaten meistens die Ehefrau oder die Eltern waren. Hinzu kommt, daß derartige Verbindungen auch seitens der Wehrmachtsführung nicht gern gesehen waren, was zum einen mit einer panischen Angst vor Geschlechtskrankheiten, zum anderen mit Spionagebefürchtungen zusammenhing. Innerhalb kürzester Zeit nach dem Waffenstillstand richtete die Wehrmachtsführung also vorbeugend hygienisch kontrollierte Bordelle ein⁷². Doch hierzu im nächsten Kapitel.

Das Tabu hinderte jedoch die hier zitierten Soldaten nicht daran, Liebschaften und Affären mit Französinen in ihren Briefen zu erwähnen. Über Umwege schrieben sie sogar relativ viel. Doch lautete die erste und wichtigste Regel: Der Schreiber berichtet nie über sich selbst - denn mit den Französinen gehen immer nur die anderen. Der folgende Briefausschnitt ist recht charakteristisch für die Art vieler Schreiber, die Existenz oder die Möglichkeit von Affären anzudeuten, um diese dann energisch im Sinne eines feierlichen Treuebekenntnisses von sich zu weisen:

Ich bin glücklich, in Dir, mein liebes Friedchen, eine Frau zu besitzen, der ich in allem mein ganzes Vertrauen schenken kann. Auch Du wirst mich nicht enttäuschen, diese Gewißheit habe ich und das gibt mir stets die Kraft, Gefahren und Gelegenheiten, die mit unserer ehelichen Treue nicht zu vereinbaren sind, zu meiden. Halten wir uns an die

⁷² Geiger: L'image de la France dans l'Allemagne nazie, S. 363

ewigen göttlichen Gesetze, so wird der Friede in unserer Familie gewahrt bleiben, das Glück wird bei uns wohnen und Gottes Segen wird mit uns sein.⁷³

Sehen wir, was und wie in den untersuchten Briefen also über die Liebschaften anderer Soldaten mit Französinen geschrieben wird, und wie die Französin dabei dargestellt wird.

4.4.2.1. Liebesbriefe

Eine Begleiterscheinung der Liebschaften zwischen deutschen Soldaten und Französinen, die des öfteren im untersuchten Briefmaterial erwähnt wird, ist der Liebesbrief. Der Brief im Brief taucht fast nur in Heinrich Bölls Korrespondenz auf, was wohl mit seinem guten Französischniveau zusammenhängt. Warum, sehen wir im folgenden Ausschnitt:

Fast zwei Stunden lang habe ich hier gesessen und mit der Maschine Liebesbriefe an französische Mädchen in dem Städtchen geschickt, wo wir zuletzt waren; die Landser sind so unendlich naiv, daß ich ihnen den Wunsch einfach nicht abschlagen konnte;⁷⁴

Die Dauer des Verschickens - vermutlich mit dem Telegraphen - spricht für eine Vielzahl an Briefen und Liebschaften. Diese scheinen nichts Außergewöhnliches gewesen zu sein. Die Rolle des Liebesboten spielte Heinrich Böll in vielerlei Situationen:

Die junge hübsche Tochter saß auf dem Ofen und las einen Liebesbrief - von einem deutschen Soldaten, wie sich später herausstellte, denn ich mußte ihn ihr übersetzen helfen, ein netter kindlicher Brief von einem jungen Soldaten, der vor einigen Monaten abgezogen war in eine andere Gegend Frankreichs; eigentlich stand von Liebe nichts ausdrücklich darin, aber es waren doch zärtliche Andeutungen, die alles offenbarten; die Alte war anscheinend taub, denn sie tat, als ob sie gar nichts hörte von dem, was wir da aus dem Brief herauslasen; mir hat die Sache viel Spaß gemacht; das kleine Mädchen wurde tatsächlich ein paarmal rot, etwas sehr seltenes bei den Französinen...⁷⁵

⁷³ Alois Scheuer, 5.5.1942

⁷⁴ Heinrich Böll, 29.11.1942

⁷⁵ Heinrich Böll, 8.12.1942

Die Beziehungen zwischen deutschen Soldaten und französischen Mädchen sind überhaupt hier sehr zahlreich und oft ernst; es gibt sehr viele Mädchen, die regelmäßig Briefe aus Rußland bekommen.(...) ...sah ich mitten auf der Brücke ein sehr junges, sehr dunkles Mädchen stehen, das vollkommen in einen Brief vertieft war (...) ich ging also schnell auf sie zu und zog sie behutsam zur Seite; sie zeigte sich sehr erschreckt, lächelte dann dankbar und sagte mir wirklich strahlend: "Ein Brief aus Rußland", indem sie mir den blauen Umschlag wies; sie hatte ein sehr schmales, schönes, reines Gesicht (...) und fragte mich in einem fließenden Deutsch, ob ich Französisch könnte, und bat mich, einige Worte, die sie nicht kannte, zu übersetzen; das eine war "wahnsinnig" und das andere "Verlangen nach Deiner Nähe"; auch "blinde Hoffnung" mußte ich übersetzen. Sie ging dann mit einem lächelnden "Danke tausendmal" lesend weiter. Die ganze Episode hat mich sehr erfreut, weil mir eigentlich zum erstenmal ganz klar eine wirklich treue Französin begegnete;⁷⁶

Nennt Böll die Liebesbriefe der Soldaten einmal "*naiv*", so zeigt er sie zwei andere Male in einem positiven und freudigen Licht ("*wirklich strahlend; sehr erfreut*"). Die Adressatinnen der Briefe, denen er beim Übersetzen hilft, werden positiv und als untypische Französinen beschrieben: Die eine wird "*ein paarmal rot, etwas sehr seltenes bei den Französinen*"; In der anderen sieht er "*zum erstenmal ganz klar eine wirklich treue Französin*". Die Betonung von Scham und Treue der Mädchen bewirkt eine doppelte Abgrenzung: erstens vom Klischee der "leichten Mädchen", die in der Verbindung zum Besatzungssoldaten den eigenen Vorteil suchten; zweitens von der Prostitution. Gleichzeitig beschreibt er sie als Ausnahmen, wodurch er andeutet, daß sich die Mehrheit in ihren Beziehungen zu deutschen Soldaten also eher untreu und schamlos verhält.

4.4.2.2. Darstellung der französischen Geliebten

Wer aber nun waren die französischen Mädchen und Frauen, die sich mit deutschen Besatzungssoldaten liierten? Daß sie nach dem Krieg von ihren Landsleuten dafür verfolgt, mißhandelt und gedemütigt werden würden, ahnte über Jahre der Besatzung hinweg niemand. Was uns aber hier interessiert ist der Blick der deutschen Soldaten

⁷⁶ Heinrich Böll, 16.5.1943

ten auf diese Frauen, sofern er sich in ihren Briefen offenbart. Denn die Haltung der Besatzungssoldaten gegenüber Frauen, die sich unter ihrem Machtmonopol auf Liebschaften mit Soldaten einließen, hängt in hohem Maße von ihrer allgemeinen Einstellung zu Franzosen ab - sagt also viel über diese aus. Sehen wir also in die Briefe: Stellen die Schreiber diese Frauen verächtlich dar? Stellen sie sie mit Prostituierten gleich? Signalisieren sie Empathie? Sympathie? Mißtrauen?

Die folgenden Briefausschnitte - die alle vom selben Autor stammen - enthalten Beobachtungen zur sozialen Herkunft von Französinen, die mit Deutschen liiert sind:

Unser Fischermädchen Jacqueline ist in diesem Frühling zur Jungfrau erblüht, mit blondem, fast Chesterton-dunklem Haar und Meeraugen, ein richtiges Fischermädchengesicht, sehr schön, wirklich; verschiedene Angebote, die Geliebte dieses oder jenes Unteroffiziers oder Feldwebels zu werden, hat sie mit einer für eine Französin fast unwahrscheinlichen Schroffheit abgelehnt; so ist sie eine wirklich rühmliche und erfreuliche Ausnahme in der großen Zahl der Mädchen, die mit Soldaten zusammenarbeiten;⁷⁷

Noch deutlicher ist das folgende Zitat:

Das Leben ist hier nicht erhebend; allerlei zweifelhafte Weibsbilder treiben sich hier als Köchinnen und Putzfrauen herum, zwei auch hier auf der Kommandantur; sie putzen, waschen die Wäsche, machen die Betten und kochen für uns, aber was da für ein Betrieb ist, kannst Du Dir denken bei der allgemeinen Landserphilosophie, mich ekelt es ein wenig, aber sonst störe ich mich nicht daran; Aber die Atmosphäre ist dadurch unerfreulich, ach, es ist nicht Sodom und Gomorrha, aber so ein sonderbares, unerquickliches Getriebe.⁷⁸

Es fällt auf, daß Heinrich Böll die Französinen, die Liebschaften mit deutschen Soldaten haben, in zwei Gruppen teilt: die errötenden, treuen, "*erfreulichen Ausnahmen*" auf der einen Seite und die "*allerlei zweifelhaften Weibsbilder*" auf der anderen. Der männliche, deutsche Gegenpart der ersten Gruppe schreibt "*kindliche Briefe*" mit

⁷⁷ Heinrich Böll, 8.5.1943

⁷⁸ Heinrich Böll, 7.12.1942

“zärtlichen Andeutungen”, der der zweiten Gruppe lebt nach der “*allgemeinen Landserphilosophie*” und betreibt ein “*unerquickliches Getriebe*”.

Diese Unterscheidung präzisiert der folgende Ausschnitt:

Man sieht auch viele Soldaten mit Französinnen spazierengehen, aber viele dieser Spaziergänge sind eher harmlos, aber die wirklich “sittsamen” Mädchen sieht man wohl niemals in Begleitung von Soldaten. (...) das, was man ein bürgerliches Mädchen nennen könnte, sieht man nicht abends mit Soldaten einer fremden Armee auf der Straße.⁷⁹

Hier erfahren wir mehr über die “*Sorte Französinnen*”, die mit den Soldaten verkehrt: Sie sind weder “*sittsam*” noch “*bürgerlich*”. Laut Heinrich Böll sind es vor allem Mädchen aus unteren sozialen Schichten, die Kontakt zu deutschen Soldaten pflegen und sich auf Liebschaften mit ihnen einlassen.

Heinrich Böll beschreibt selbst ausführlich zwei Ausnahmen, die auch wegen ihrer Unterschiedlichkeit interessant sind. Sie offenbaren zusätzliche Aspekte des Themas. Hier das erste Beispiel:

Obwohl ich nichts so abscheulich und verachtenswert finde wie Verrat und Untreue, kann ich manchmal die absolute Trostlosigkeit verstehen, in der ein Soldat “die Brücken abbricht”. (...) Doch es gibt auch unter diesen Soldaten, die mit den oft bedrückend schönen Mädchen des Landes sich ergehen, auch traurige und tragische Gestalten; so sehe ich oft ein Paar, bei dessen Anblick mir das Schicksal selbst ans Herz zu greifen scheint; wirklich, wenn ich dieses Paar sehe, dann spüre ich etwas unsagbar Geheimnisvolles, Elementares, gewaltig Erschreckendes: die Macht der Lust. Nicht die wüste, höllische, teuflische Lust, nein, die leichte, heitere, frühlingshafte, paradiesische Freude, die nur natürlich ist - nichts anderes als natürlich. Es ist ein grauhaariger deutscher Soldat mit einer ganz intellektuell-nervösen Gestik, wie man sie bei Pianisten oder Privatdozenten der Literatur finden kann; (...) ein Glanz und ein Edelmut, von dem man glauben könnte, daß er keiner Untreue fähig ist; ach, es ist ganz sicher, daß dieser Mann “unter normalen Umständen” niemals eine andere Frau als seine eigene auch nur küssen würde, ach, er würde nicht einmal “flirten”. Sie ist ein junges Mädchen von jener Schönheit, die eine natürliche Vollkommenheit des Körpers mit absolutem Charme und

⁷⁹ Heinrich Böll, Karsamstag 1943

Klugheit verbindet, zweifellos wertvoll, voll menschlich guter Möglichkeiten, aber verloren - verloren durch den Krieg... An gewissen Stunden mancher Tage sehe ich sie an unsrem Fenster vorbeigehen, und nach wenigen Minuten kommen dann die beiden gemeinsam zurück, nicht hastig, aber schnell und unruhig schreiten sie dann einem kleinen Haus am Quai zu, wo sie verschwinden. Ich denke mir, daß sie ihn von einem Bunker am Strand unten abholt, daß sie ihn erwartet an der Grenze des zivilen und militärischen Bereichs. (...)

Es berührt mich immer seltsam und schwer, wenn ich dieses Paar sehe. Er ist immer zugleich traurig und froh, und sie ist stolz und glücklich wie eine Königin! Ich wage nicht zu behaupten, daß dieser Mann seine Frau nicht liebt. (...) Mir erscheint dieses Paar als eine Verkörperung der Sünde gegen die Liebe, vielleicht darum, weil ich zu fühlen glaube, daß dieser Mann eine Frau hat, die ihn liebt und die auch er liebt, und weil mich seine Schwäche traurig macht, die ihn mit geschlossenen Augen Küsse, Worte und Zärtlichkeiten empfangen läßt von einer Fremden, die ihn niemals so lieben kann wie seine eigene Frau, mit der er doch so innig verbunden ist. (...) Verhängnisvoll ist dieses Paar, obwohl es nicht von der düsteren Wollust der Unzucht umweht ist, nein, nein, Schwäche ist es, absolute Schwäche. Gott helfe ihnen!⁸⁰

Wieder haben wir es mit einer Briefstelle zu tun, die zur Interpretation verleitet, sich aber gleichzeitig dagegen sträubt. Der starke Akzent, den Böll auf den Soldaten, auf die Tragik seiner Lage und seiner Schwäche legt, lädt zu Vermutungen ein. Es wird ein Paar beschrieben - er ein "grauhaariger deutscher Soldat", sie eine schöne, junge Französin-, welches Böll von seinem Fenster aus beobachtet und das ihn rührt ob seiner Tragik, erscheint es ihm doch, wegen der vermeintlichen Untreue des Mannes, als "eine Verkörperung der Sünde an der Liebe". Ihre Sünde aber sei nicht die Wollust, sondern die Schwäche. Der Text ist gesäumt von christlichem Vokabular, Böll schreibt von "Macht der Lust", von "Sünde", von "Wollust der Unzucht", von "absoluter Schwäche", und zuletzt klingt der Aufruf "Gott helfe ihnen!" wie das Ende einer Predigt.

Heinrich Böll unterstellt dem Paar das tragische Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit. Auch die Frau wird als "verloren" beschrieben. Bezüglich ihrer Rolle jedoch weicht Böll von traditionell katholischen Mustern ab. Sie ist nicht die Schuldige, die

80 Heinrich Böll, Karsamstag 1943

den treuen Mann zur Sünde verführt. Statt dessen wird sie sogar positiv beschrieben: *“zweifellos wertvoll, voll menschlich guter Möglichkeiten, aber verloren - verloren durch den Krieg...”*

Die zweite Ausnahme, die Böll beschreibt, ist die Geliebte - *“wie lange, ist nicht zu sagen”*⁸¹ - eines befreundeten Soldaten, mit der er sein erstes Zusammentreffen schildert:

Die Mademoiselle Claude, eine hübsche Person mit Chesterton-Haar und einem wahren Engels Gesicht, ein ganz apartes Gemisch von höchster Eleganz und Naivität. Wir waren alle drei sehr unbefangen - trotz der immerhin sonderbaren Situation - oder ob es einer Frau gleichgültig ist, wenn jemand weiß, daß sie die Geliebte eines bestimmten Mannes ist? - und plauderten dann ganz nett über den Krieg, über die Zukunft Europas, über Bücher und Hunde, und ich mußte die Geheimnisse eines Soldatenlebens zum besten geben. Die Mademoiselle lachte dann sehr laut und herzlich, als sie hörte, daß ich verheiratet war - ob sie es mir nicht zugetraut hatte, ob sie mich für zu jung oder zu alt gehalten hat, oder ob sie es nur aus meinem Habitus nach für unmöglich gehalten hat, war nicht aus ihr herauszukriegen. Vielleicht, um ihren Kabänes aufzustacheln, kokettierte sie ganz abscheulich mit mir - versuchte es wenigstens, aber ich ließ sie immer lächelnd abgleiten, worauf sie dann zuletzt ernst und traurig wurde; ob es nur ein neuer Trick war oder aufrichtige Trauer über meine Unkenntnis dieses Gesellschaftsspielchens, ich weiß es nicht... mir schien es fast aufrichtige Trauer zu sein, na.. (...) überhaupt war sie von einer unheimlich intensiven Neugierde, die eigentlich gar nicht unangenehm war...

(...) Die Mademoiselle äußerte sich bewundernd über meine Leidenschaft für das Nikotin, wobei sie wieder verächtlich ihren Kabänes, der Nichtraucher ist, anblickte; aber der schien das schon gewohnt zu sein und lächelte nur. Sie erzählte uns sehr schön und bunt von dem Leben in dieser kleinen Badestadt vor dem Krieg; es fiel uns um so trauriger aufs Herz, als wir die traurige Zerstörtheit und Verkommenheit der Stadt so gut kennen...

Nach dem dritten Glas des schweren Weines wurde sie unsagbar gefühlvoll und begann ein Gespräch über die Liebe, das war eine verflucht heikle Wendung, mein Gott, wie kann ich auch bloß ahnen, daß ich mit der Geliebten eines mir bekannten Soldaten wer-

81 Heinrich Böll, 2.5.1943

de über die Liebe sprechen müssen. Das Schreckliche ist, das man bei diesen Franzosen nie weiß, ob sie mit ihrer "amour" die physische Liebe allein meinen oder die ganze, wirklich menschliche Liebe. Fragen konnte ich sie natürlich auch nicht, aber sie enttäuschte mich mit ihren Theorien sehr angenehm, wirklich, und es schien mir auch, daß sie da sehr ernst war, sie sagte zum Beispiel, daß sie glücklich sei, eine Frau zu sein, weil es das ganze Leben einer Frau ausmachen könnte, einen Mann zu lieben und geliebt zu werden von diesem einen, während aber doch der Mann sich immer noch mit der "Welt" herumschlagen müsse, und sie finde nichts schrecklicher als dieses "Sichherumschlagen mit der Welt". Als ich ihr dann sagte, daß es aber ein Glück für einen Mann sei, die "Welt" für seine geliebte Frau zu erobern und sie ihr zu Füßen zu legen - irgendwie in seinem Beruf - , da blickte sie mich mit wahrer Verzückung an, und uralte Koketterie blickte aus ihren Augen, die wahre Koketterie der "douce France"... in diesem Augenblick wurde es mir klar, daß es Männer geben kann, die aus Höflichkeit untreu werden. Sie wurde wiederum sehr traurig, daß ich dieses phantastische Spiel nicht mitspielte, sie senkte ihr Haupt, trank aus ihrem Glas, und ich sah einen Augenblick lang nur ihr Chesterton-Haar. Ich fürchtete wirklich, sie beleidigt zu haben, aber sie lächelte nur sehr freundlich, so daß ich mir die Frage nahelegte, ob sie mich nicht belächelt hätte, wenn ich auf ihr Spiel eingegangen wäre; es ist ein tolles Volk! Darauf wurde sie sehr zärtlich zu ihrem Kabänes, und ich hielt die Stunde für gekommen, mich zu verabschieden, und man ließ mich mit jener brutalen Gleichgültigkeit gehen, wie sie nur Liebende aufbringen, die allein sein wollen.⁸²

Hier zeichnet Böll ein sehr anderes Bild einer französischen Geliebten: das einer Koketten. Keine Spur mehr von Tragik. Die Personen agieren auf einer anderen, leichten Ebene, auf der Ebene des Spiels ("*Gesellschaftsspielchen, phantastisches Spiel*"). Laut Böll geht dies von der Frau aus, in der er "*die wahre Koketterie der 'douce France'*" verkörpert sieht. Er scheint selbst nicht zu wissen, was und ob überhaupt etwas ernst zu nehmen ist an der Unterhaltung. Viele Stellen zeugen von seiner Verwirrung und von seinen wiederholten Versuchen, die Worte und die Gesten der Mademoiselle Claude zu deuten: "*ob..., oder...war nicht aus ihr herauszukriegen; ob..., oder...ich weiß es nicht; Fragen konnte ich sie natürlich auch nicht; es schien mir auch, daß sie da sehr ernst war; Ich fürchtete wirklich, sie beleidigt zu haben, aber sie lächelte nur sehr*

82 Heinrich Böll, 2.5.1943

freundlich, so daß ich mir die Frage nahelegte, ob sie mich nicht belächelt hätte, wenn ich auf ihr Spiel eingegangen wäre.”

Die Verwirrung, die aus diesen Textstellen spricht, zeugt möglicherweise von unterschiedlichen gesellschaftlichen Codes zwischen der Französin und ihm. Bölls Verhalten erscheint allerdings ebenfalls ambivalent: einerseits betont er stets seine Stellung als Beobachter, der das Spiel nicht mitspielt, andererseits gibt er “Mademoiselle Claude” mindestens eine kokette Antwort.

Die leichte Überheblichkeit im Ton gilt vermutlich mehr der Koketterie “*Mademoiselle Claudes*” als ihrer Rolle als Geliebte eines Deutschen.

Über Liebschaften zwischen deutschen Soldaten und Französinen schrieb fast ausschließlich ein Schreiber: Heinrich Böll. Bei den anderen Verheirateten finden sich diesbezüglich hauptsächlich Treuebeteuerungen, in denen dennoch die Existenz und/oder die Möglichkeit solcher Verbindungen enthalten ist.

Die Verhältnisse werden in den Briefen meist erwähnt, wenn der Schreiber selbst indirekt involviert ist, das heißt, wenn er mit den Liebschaften der anderen in Berührung kommt, sei es, daß er helfen soll, Liebesbriefe zu übersetzen, oder, daß er Paare auf der Straße oder in seinem Haushalt beobachtet. Heinrich Bölls Haltung dazu ist gespalten. Er unterscheidet zwischen treuen, keuschen, jungen Liebespärchen, die eher als untypisch eingestuft werden, und “*zweifelhaften Weibsbildern*”⁸³ aus unteren Bevölkerungsschichten, die mit den Soldaten ihr Unwesen treiben. Trotzdem fallen die Frauendarstellungen in den Briefen zum Thema insgesamt überraschend positiv und differenziert aus.

4.4.3. Prostitution

Genauso wie Liebschaften zwischen Soldaten und Französinen stellten natürlich Soldatenbordelle und Prostitution in den untersuchten Serien ein Tabuthema dar, ganz gleich, ob die Briefe an den besten Freund oder an die Ehefrau gerichtet waren. Eindeutige Textstellen - oft sind die Grenzen zwischen Affären und Prostitution im Sprachgebrauch der Soldaten fließend - zur Prostitution im besetzten Frankreich sind relativ selten. Sie enthalten alle eine mehr oder weniger starke negative Wertung, teils bezüglich der Frauen, teils bezüglich der Männer, teils zum Geschäft generell. Uns inte-

83 Heinrich Böll, 7.12.1942

ressiert wieder die Darstellung der Frauen: Wie viel Verachtung oder Respekt signalisieren die Schreiber den Prostituierten gegenüber?

Diese zwei Briefausschnitte zeigen, wie weit die Haltungen der Schreiber zu den Frauen auseinandergehen:

Aber wie die Weiber sich den Soldaten anbieten - das ist unbegreiflich! In dem Ausmaße habe ich das bei uns in Deutschland nun doch nicht kennengelernt.⁸⁴

Heute habe ich eine sehr traurige Geschichte erlebt; wir bekommen jeden Tag von der Polizei die Zivilisten vorgeführt, die ohne Einreiseerlaubnis in die Sperrzone eindringen; (...) heute waren es diese armen Mädchen. Es ist doch sonderbar, daß ich solchen Mädchen gegenüber niemals ein Gefühl vollkommener Antipathie empfinde (...), ich kann auch niemals eine Spur von Verachtung in mir entdecken bei Verhandlungen mit ihnen;⁸⁵

Das zweite Zitat enthält eine emphatische Haltung Prostituierten gegenüber, das erste nicht. Auch scheint der Schreiber des ersten überrascht, wohingegen der zweite offenbar an die Zustände gewöhnt ist: *“jeden Tag, diese armen Mädchen, niemals”* deuten auf eine sich wiederholende Situation hin.

Im folgenden Briefausschnitt liegt das Augenmerk des Schreibers auf den (potentiellen) Kunden:

Und da sitzen sie [*die Soldaten*] nun und sind gefangen von diesem bunten billigen Flirren, von Frauen, die zweideutiges Zeug dahinsingen, die dann deutlich mit den Offizieren liebäugeln - welch trostlose Enttäuschung für die meisten!⁸⁶

Davon abgesehen, daß sie den Soldaten *“trostlose Enttäuschung”* bereiten, werden die Frauen nicht negativ beschrieben, keine abwertenden Adjektive und derglei-

84 Eugen Neufarn, 4.5.1941

85 Heinrich Böll, 20.4.1943

86 Heinrich Böll, 19.1.1943

chen. Es ist das gesamte Getriebe, was als unschön und trostlos geschildert wird. Ähnlich in der folgenden Textstelle:

Boulogne ist eine häßliche und schmutzige Hafenstadt mit vielen dunklen Lokalen, von denen man munkelt und die man besuchen will. Auch in Poitiers war das schlimm. Vor dem bewußten Haus drängelten sich die Landser und schlugen sich förmlich um den Eintritt. Wiewohl man den Inhalt der darauf folgenden Gespräche ja schon kennt, es ist immer noch widerlich, wenn einem mit wüsten Worten noch einmal der ganze Hergang der 'Erlebnisse' vorgesetzt wird. Da versagt dann oft die Hornhaut, die sich bildete.⁸⁷

Halten wir fest: Alle Briefstellen des untersuchten Materials, in denen Prostitution thematisiert wird, enthalten eine negative Wertung. Gefühle wie Trostlosigkeit und Ekel dominieren die Textstellen zum Thema. Die Prostituierten hingegen erfahren - wenn sie denn erwähnt werden - keine negative Beschreibung: Ein Schreiber äußert Empathie, die negativste Bezeichnung ist "Weiber" - also zeitigten die fünf Soldaten dieser Studie zu diesem Thema ebenfalls eine gemäßigte Haltung.

4.4.4. Ergebnisse: Frauen

In den untersuchten Briefen kontrastieren die Beschreibungen französischer Frauen stark mit der Referenzgruppe deutsche Frauen. Als typisch französische Merkmale werden genannt: "dunkel, schön, schüchtern, graziös, charmant, elegant" und auch "kokett, viel Geschmacklosigkeit, viel Kitsch, untreu"; es entsteht ein widersprüchliches Bild, das die komplette Palette der Französinen-Klischees enthält. Es bestätigt sich Wolfgang Geigers Bemerkung zum Französinenbild deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg: „Im Grunde stellt das Äußere der französischen Frau nur eine Unterkategorie des „Französischen“ dar, d.h. des Hangs zu Äußerlichkeiten im Kontrast zur Betonung des Natürlichen und der inneren Werte in Deutschland, wohlbekannten Stereotypen folgend.“⁸⁸ Verschiedene Topoi dienen der Charakterisierung: die Hexenmeta-

⁸⁷ Hans Ahlheit, 18.7.1940

⁸⁸ Originalzitat: „*Au fond, l'apparence de la femme française n'est donc qu'un cas particulier de l' "être français" c'est-à-dire du goût des apparences en France, principalement opposé à l'importance du naturel et des valeurs intérieures en Allemagne, selon*

pher, die Schönheit, der Literaturbezug. Doch das häufigste Adjektiv bleibt: französisch. Es wird in vielfältigen Abstufungen benutzt und zeigt die Bedeutung von Stereotypen für die Wahrnehmung der Soldaten.

Nur ein Schreiber äußert sich ausführlich über das Tabuthema Liebschaften, bei den anderen dient es meist als Hintergrund für ein Treueversprechen. Sie gelten als etwas nicht außergewöhnliches. Der Schreiber unterscheidet zwischen "reinen" und "unreinen" Liebesgeschichten, wobei die Französinen, die mit Soldaten liiert sind, generell aus unteren sozialen Schichten stammen. Sie werden insgesamt überraschend positiv dargestellt.

Prostitution wird selten und mit abwehrender Haltung erwähnt. Doch auch hier ist die Darstellung der Frauen eher positiv: Ein Schreiber äußert ihnen gegenüber Empathie und abwertender als "Weiber" werden die Bezeichnungen für sie nicht.

Zusammenfassend läßt sich der Blick der Schreiber auf die Frauen, wie er sich in ihren Briefen offenbart, weitestgehend als Blick von außen bezeichnen, eigenen näheren Kontakt mit Frauen schildert nur einer von ihnen. Die untersuchten Briefe - mit Ausnahme der Heinrich Bölls - enthalten mehr Beobachtungen als Erfahrungen. Diese entsprechen größtenteils gängigen Französinen-Klischees, worin sich die Erwartungshaltung der Soldaten spiegelt: Eines der am häufigsten zu ihrer Charakterisierung verwandten Adjektive ist bezeichnenderweise "französisch". Daneben ist die zweite Konstante eine überwiegend positive, von Respekt geprägte Darstellung der Frauen, einschließlich derjenigen, die mit deutschen Soldaten liiert waren.

les stéréotypes bien connus." Geiger: *L'image de la France dans l'Allemagne nazie*, S. 362

5. Urteile & Vorurteile

5.1. Krieg

5.1.1. Einsatz in Frankreich

Spezifisch für den Frankreichseinsatz deutscher Wehrmachtssoldaten ist, daß er in den untersuchten Briefen durchweg positiv bewertet wurde, da er in erster Linie die sichere, angenehmere Alternative zum Einsatz an der Ostfront darstellte. Ein weiterer wichtiger Faktor war die Attraktivität des Landes - man denke an die touristische Komponente. So findet in den Briefen die Nachricht - oder das Gerücht -, daß es für den Schreiber Richtung Westen ginge, immer einen positiven Niederschlag:

Ich bin überglücklich, daß es jetzt wieder nach Westen geht. (...) man munkelt von Besatzung in Frankreich. Das wäre natürlich fein; ich bin heilfroh;¹

Was auch sei - wenn wir uns in militärischen Dingen auch damit abfinden mußten, nicht in wichtiger oder entscheidender Stellung zu stehen oder in sie hineinzugeraten, so sind wir doch lieber in Frankreich als Besatzung denn in Polen. Und da wir noch während der Fahrt einigermaßen in Zweifel waren, wohin es ginge, prüften wir unterwegs einigemal mit unserem Kompaß die Richtung.... Gott sei Dank, schließlich nach Westen!²

Die Freude der Soldaten, in der auch Erleichterung mitklingt, verwundert nicht. Für die beiden zitierten Schreiber - ihre Briefe stammen aus der Zeit nach dem Waffenstillstand - bedeutete der Einsatz im Westen große Vorteile: Die Bedrohung des Kampfes fiel vollständig weg, statt dessen sahen die Soldaten einer friedlichen Besatzungszeit entgegen. Tatsächlich blieb Frankreich für das Besatzungsheer lange Zeit ein sicheres Pflaster. Erst ab 1942/ 43 machte sich die Résistance bemerkbar, sie bedeutete jedoch für den einzelnen Soldaten in der Regel keine ernstzunehmende Bedrohung. Die Gefahr, sowohl objektiv als in der subjektiven Wahrnehmung der Soldaten, spielte also keine

1 Heinrich Böll, 29.11.1940

2 Eugen Neufarn, 15.4.1941

mit anderen Kriegsschauplätzen vergleichbare Rolle. Der Einsatz in Frankreich konnte einem deutschen Soldaten, wenn er lang genug dauerte, das Leben retten. So ist zum Beispiel von Heinrich Böll bekannt, daß er mehrmals Papiere fälschte, um seinen Aufenthalt dort in die Länge zu ziehen. Auch war bekanntlich die Versorgungslage - zumindest für die Besatzer - besser als in der Heimat, von der Ostfront ganz zu schweigen. Viele wurden zur Genesung oder zur Erholung nach Frankreich geschickt, offiziell oder inoffiziell, was die Assoziation des "Westens" mit Urlaub und einer schönen Zeit förderte. Dies alles meint Böll, wenn er schreibt, es sei "*unsagbar viel wert, daß wir überhaupt in Frankreich liegen dürfen*".

Daß die Erwartungen nicht enttäuscht wurden, davon zeugen rückblickende Briefe von Soldaten, die kurz vor dem Abzug Richtung Osten standen:

*Wenn ich in dem letzten halben Jahr auch nur die kurze Zeit zu Hause war, so war ich doch wenigstens in einer zivilisierten Welt unter kultivierten Menschen, das hört jetzt wieder auf.*³

*Ich weiß bestimmt, die Zeit in Frankreich wirst Du Dein Lebtag nicht vergessen. Wieviel Du erlebt hast, Schönes und Grausiges und damit die ganze Weite und Tiefe des Menschlichen überhaupt, davon waren Deine Briefe ein beredter Spiegel und die kleinste Zeile war mir wie eine Scheibe, aus der noch der Sonnenstrahl in ganzer lichtvoller Heftigkeit zurückbricht.*⁴

*Heute hat die Frau für uns alle ein ganzes Kilo Butter gebracht; 'pour le voyage', sagte sie sehr leise. Ist das nicht erstaunlich? Wir sind alle sehr gerührt und überrascht von diesem Abschieds-Gastgeschenk unserer Wirtin, und es wird für uns gewiß eine gute Erinnerung an Frankreich sein, dieses Kilo prachttvolle Butter auf dem Weg in den Osten!*⁵

3 Alois Scheuer, 4.10.1942

4 Eugen Neufarn, 10.3.1941

5 Heinrich Böll, 22.10.1943; 'pour le voyage': für die Reise

5.1.2. Gespräche zwischen Kriegsgegnern

Wie schon an verschiedenen Stellen erwähnt, schildern die fünf Schreiber durchweg einen friedlichen Umgang mit der Bevölkerung, ein Faktor, der gewiß zu ihrer allgemein positiven Einschätzung des Frankreichaufenthalts beitrug. Nachdem in Kapitel 4.1. allgemeine Eindrücke der Soldaten von der Stimmung in der Zivilbevölkerung thematisiert wurden, wenden wir uns nun den Auseinandersetzungen - in Form von Gesprächen - zwischen Kriegsgegnern zu. Sie werden hauptsächlich von Heinrich Böll behandelt, vielleicht, weil er - wie im Kapitel Kontakte bemerkt - regen Kontakt mit Zivilisten pflegte. Oft nimmt er dabei eine widersprüchliche Haltung ein, die Sympathie mit Befremden verbindet. Hierzu ein Beispiel:

Sie [die Franzosen] meinen alle, der Krieg wäre in drei Monaten zu Ende; und zwar zu Deutschlands Ungunsten; (...) Am schönsten ist es noch, so ab und zu mit den prächtigen alten Franzosen über den Krieg zu erzählen; wer ihn gewinnt und wer ihn verliert und wann er zu Ende ist und daß das Soldatenleben eine große Scheiße ist...⁶

In diesem Ausschnitt beschreibt Böll das “über den Krieg erzählen” als harmlos und sogar “schön”, was Sympathie für die Gesprächspartner voraussetzt. Davon, daß beide Seiten die Gemeinsamkeit des Leidens unter dem Kriegszustand stärker empfanden als ihre Zugehörigkeit zu einem Lager, handeln seine Briefe häufig:

Ach, sie meinte, mich trösten zu sollen, und sagte, in drei Monaten wäre der Krieg aus, und dann wäre ich wieder bei meiner “bien aimée Annemarie” - Deinen Namen hatte ich ihr auch sagen müssen -, aber leider, leider kann ich diesen Trost nicht glauben; sie meinte natürlich, daß der Krieg dann zu Ende sei, weil wir ihn dann verloren hätten; das meinen überhaupt die meisten hier; ach, sie haben wirklich keine Ahnung, diese Franzosen...⁷

Ich bin unsagbar müde; ich beneide das kleine blonde Enkelkind meiner Quartiersleute, das eben, als ich ging, von seiner jungen Mutter sehr sanft und innig

⁶ Heinrich Böll, 10.5.1942

⁷ Heinrich Böll, 18.5.1942; *bien aimée Annemarie*: geliebte Annemarie

in den Schlaf gesungen wurde: "Et quand la guerre finie, les Allemands partis...8

An manchen Briefstellen wird ein direkter Einfluß der Auseinandersetzung mit Franzosen auf die Siegesgewißheit der Deutschen, so wie sie Böll darstellt, sichtbar:

Es ist etwas bedrückend, wenn man sich mit den Franzosen viel unterhält, weil sie alle so fest davon überzeugt sind, daß wir den Krieg verlieren; wirklich, auch ist es so sonderbar, daß man so - ich möchte fast sagen- schüchtern ist in bezug auf Quartiermachen und anderes; wir treten gar nicht mehr so sehr als Sieger auf.9

Sie alle gönnen uns nur einen verlorenen Krieg, und oft scheint es so, als ob wir selber nicht mehr so recht an einen Sieg glaubten.10

Eine Unterhaltung mit dem "Feind" über den Krieg erzählt Böll ausführlich nach:

Eben habe ich übrigens mit Jacqueline einen sehr langen und interessanten politischen Disput gehabt; es ist ganz phantastisch, wie dieses sechzehnjährige Kind wirklich eine ausgeprägte politische Attitüde hat, ohne dabei an Charme zu verlieren; sie sagt mir, daß die ganze Welt "Deutschland" instinktiv haßt... dann schweigt sie. Sie macht gar keinen Hehl daraus, daß sie auch Deutschland hasse, aber ich konnte es eigentlich kaum glauben von so einem unschuldigen Gesicht. (...) Sie glaubt zum Beispiel, daß das ganze deutsche Volk den Krieg ausgesprochen liebe, wirklich den Krieg herbeigesehnt habe, und daß es eine Art von Lebensäußerung wäre, alle zwanzig Jahre einen Krieg heraufzubeschwören, ohne den wir eigentlich nicht leben könnten. Ich war wirklich erschreckt von soviel naiver Voreingenommenheit, die uns mit völliger Selbstverständlichkeit für halbe Wilde und Barbaren hält; es hat mich sehr traurig gemacht, dieser

8 Heinrich Böll, 22.5.1942; *Et quand la guerre finie, les Allemands partis*: „Und wenn der Krieg zu Ende, die Deutschen weg“

9 Heinrich Böll, 26.10.1942

10 Heinrich Böll, 7.12.1942

sehr plötzliche und sehr tiefe Einblick in die wahre Meinung des französischen Volkes über uns, die dieses kleine Mädchen mir mit der Brutalität ihrer Jugend entgegenhält. Ich glaube, es wird niemals auf der Welt ein Volk geben, das uns verstehen kann, außer uns selbst. Alle meine Argumente über unsere doch sogar von der Welt "approbierte" Kultur, über den Bolschewismus, ach, alles prallte ab an einer fast paradiesischen Borniertheit, gegen die einfach nichts zu machen ist...11

Hier haben wir eine eigentümliche Situation: Sieger und Besiegter stehen sich gegenüber und es ist der Sieger, der unter der Ablehnung des Besiegten leidet. Die Festigkeit, "gegen die einfach nichts zu machen ist", liegt bei dem Besiegten, der Zweifel oder zumindest die Erschrockenheit bei dem Sieger. Statt starkem Selbstbewußtsein das romantische Klischee der deutschen Einzigartigkeit...

5.1.3. Haltung zu Frankreichs Lage im Zweiten Weltkrieg

War in den Schilderungen von Gesprächen zwischen Deutschen und Franzosen die Einstellung des Schreibenden zur politischen Lage in Frankreich im Hintergrund stets präsent, so finden sich in den Briefen auch explizite Aussagen dazu. Die Anzahl "politisierender" Briefstellen ist bei den untersuchten Schreibern recht gering, möglicherweise schreckte die Zensur sie ab. So erwähnt Eugen Neufarn einmal, daß Briefe von Hans Ahlheit geöffnet und mit geschwärzten Stellen bei ihm ankamen¹². Die Standpunkte der Schreiber sind natürlich recht verschieden, zum Teil zeichnen sich auch Entwicklungen ab.

Aus dem April 1940, also noch vor der Auslösung des "Fall Gelb" und vor dem Angriff auf Belgien, stammt folgendes Zitat, dessen widersprüchliche Haltung zu Frankreich interessant ist:

Eigentlich höre ich wenig von der Welt, die Aufnordung kann dem westlichen Volk nicht schaden. Aber was wollen wir im Westen. Etwa Frankreich in die

11 Heinrich Böll, 14.5.1943

12 Eugen Neufarn, 10.3.1941

*Luft fliegen lassen, Menschen, die tapfer sind, aber auch friedliebend und solche Kathedralen haben. Kann nicht sein.*¹³

Ernst Guicking nahm als einziger der fünf hier untersuchten Feldpostschreiber am Frankreich-Feldzug teil. Als Berufssoldat wurde er schon Anfang September 1939 an die Westgrenze abberufen und stand dort den französischen Truppen in Sichtweite gegenüber. Aus der Zeit unmittelbar nach der französischen Kriegserklärung am 3. September 1939, als er den Beginn der Kampfhandlungen jeden Moment erwartete, stammen demonstrativ siegesgewisse Briefstellen, in denen die Franzosen klar als Feinde geschildert werden:

*Von den Franzmännern blieb nicht viel übrig. Für uns gibt es auf diesem Gebiet jeden Tag mehr zu tun. Es wird langsam lebendig. Im übrigen darfst Du Dich über den Tommy und den Franzmann nicht aufregen. Du kannst versichert sein, deren Mut legt sich bald. Wir haben es ihnen bereits schon sehr deutlich bewiesen.*¹⁴

*Es wird also Revanche geübt. Der Franzmann ist sonst äußerst artig. Er will scheinbar nichts mehr von uns. Und ich glaube, der will auch keinen Krieg mehr und will seine Ruhe haben. Na, warten wir es ab, wir werden es erleben.*¹⁵

Siegesgewißheit und Elan scheinen laut Guicking die Stimmung zu kennzeichnen, Flugzeugabschüsse beschreibt er mit geradezu sarkastischen Euphemismen (“*Es wird langsam lebendig*”, “*Wir haben es ihnen (...) bewiesen*”) und den Feind verharmlost er (“*deren Mut legt sich bald*”, “*Er will scheinbar nichts mehr von uns*”, “*will seine Ruhe haben*”). Die Bezeichnung der Franzosen mit kollektivem Singular und “*die Franzmänner*” demonstrieren Überheblichkeit.

Die Meinung, daß Frankreich keinen Krieg gewollt hätte, bestätigt Heinrich Böll:

13 Hans Ahlheit, 25.4.1940

14 Ernst Guicking, 10.9.1939

15 Ernst Guicking, 23.10.1939

So greift der Krieg auch wieder endlich in das Schicksal dieses Volkes, das nur ungewollt an diesem Kampf, der wirklich um Europa geht, teilnehmen muß...16

Doch was die Idee der “Revanche” nach Versailles anbelangt, so widerspricht Heinrich Böll Ernst Guicking:

...denn wenn wir Frankreich wirklich einspannen wollen in den “Europäischen Freiheitskampf” - und wir tun das ja -, dann dürfen wir nicht die gleichen Methoden anwenden, die man bei uns während der Besatzungszeit angewandt hat.17

Während der Besatzungszeit ist die Passivität der Franzosen in den Briefen ein wiederkehrender Topos. In den folgenden Ausschnitten taucht er in verschiedenen Varianten auf:

Aber wie die Weiber sich den Soldaten anbieten - das ist unbegreiflich! In dem Ausmaße habe ich das bei uns in Deutschland nun doch nicht kennengelernt. Ich bin etwas skeptisch geworden in dem Gedanken an die ‘glühende Vaterlandsliebe’ der Franzosen. Oder spricht das bei den Frauen nicht mit. Wenn ich denke, ein besiegtes Volk, das so wenig ‘in sich geht’. Ich will zwar nicht Frankreich von der Straße aus beurteilen - aber man wird fast dazu gezwungen. Jedenfalls ist unmerkbar, daß man sich in Feindesland befindet.18

Der Fatalismus, diese unausrottbare Apathie der Franzosen, ist wahrhaft aufreibend. Der Bauernhof ist derart schmutzig, daß man es vor Fliegen in unserer Bude - jetzt, Mitte Oktober- kaum aushalten kann. (...) Es ist wirklich ein tolles Land mit vielen Möglichkeiten; die kleinen Kinder spielen in schmutzigen Kitteln auf dem Hof herum, verweigern glatt den Gehorsam, ohne bestraft zu werden, und zaubern dann mit sehr drolliger Miene wieder ein Lächeln auf das Gesicht der zürnenden, sehr verarbeiteten Mutter - im Ganzen ist es wohl so, daß Frankreich keine “Richtung” mehr hat, nicht einmal eine offenbare “Richtung”

16 Heinrich Böll, 4.4.1943

17 Heinrich Böll, 8.5.1943

18 Eugen Neufarn, 4.5.1941

*zum Untergang. Die politische Form ist auch sehr unerquicklich - eigentlich ohne jede andere menschliche Möglichkeit als einer Revolution, und die wird auch noch durch uns unmöglich gemacht. Es ist wirklich eine unerquickliche Situation.*¹⁹

Andernorts betonen die Soldaten wiederum die aufrührerische, kampflustig-größenwahnsinnige Ader der Franzosen, und bemängeln in einem Zuge ihre Uneinsichtigkeit:

*Frankreich - das ist ein Kapitel für sich. Ich glaube, auch das Frankreich von heute hat aus dem Kriege noch nichts gelernt. Worüber sie trauern - verlorene Positionen, kleine Portionen, keine Zigaretten. Ach wenn Du es doch erkennst und zwar an diesem Deinem Tage, was Dir zum Frieden dient. - Mein Bruder zitierte ein anderes Wort der Schrift: wer sein Leben sucht, wird es verlieren, - und wie suchen es die Franzosen, das Leben! - Politisch ist ihre Linie trotz allem unentschlossen, trotz Syrien, Indochina usw. Was wollen sie, und was wollen sie nicht? Sie setzen sich zwischen zwei Stühle. Auch hier, wer sein Leben sucht....! (...) Als sie früher der Gloire nachgingen - da war es die berauschte Idee einer glaubensvollen Wirklichkeit. Denke an die Kreuzzüge. Schon unter Napoleon, und da entscheidend, verschiebt sich das Gleichgewicht zwischen der Wahrheit und ihrem Widerschein. - Und später: Gloire - für was! Für das Frankreich, das die zerstörerischen Mächte geboren hat? - Und bei aller Verwandtschaft, die man zu diesem Land empfinden muß, man wird auch vor den Kathedralen nicht froh des gegenwärtigen Frankreichs.*²⁰

Es ist schon manchmal sehr schwierig, mit den Franzosen auf eine Ebene zu kommen; manche machen uns Schwierigkeiten, wo sie nur können, aber ich kann den Leuten persönlich einfach nicht böse sein, weil ich einsehe, daß sie ihre nationale Existenz aufgeben würden, wenn sie sich nur ganz schwach und willenlos unseren Wünschen fügen würden. Unser Feldwebel wird immer gleich rasend, wenn jemand unruhig wird, und auch diese sehr natürliche Reaktion verstehe ich gut; es ist ja auch so, daß Frankreich bald einsehen muß, daß die

¹⁹ Heinrich Böll, 12.10.1943

²⁰ Eugen Neufarn, 14.8.1941; *Gloire*: Ruhm.

*Front in Rußland die Front Europas ist, aber... es gibt so unendlich viele "Aber" bei den Franzosen, diesen unverbesserlichen Individualitäts- und Freiheitshelden.*²¹

In Bölls späteren Briefen weisen seine Äußerungen immer mehr Sympathie für die besiegten Franzosen und Verwirrung hinsichtlich der eigenen Position auf:

*Ach, diese Franzosen sind doch auf eine gewisse Art zu beneiden; sie haben doch eine relative Art von Frieden; mehr Frieden werden wir jedenfalls nie haben, wenn wir den Krieg gewinnen; nur daß ihre Gefangenen dann alle wieder zu Hause sind; aber diese Art von Frieden möchte ich für Deutschland nicht, obwohl ich nichts so sehr hasse wie diesen Krieg, diesen Frieden möchte ich nicht für uns; mir persönlich wäre es gleich, manchmal beneide ich sogar die jungen Paare, die man manchmal sieht, sie haben einen Ernst und einen unbeschreiblichen Schimmer von Trauer und Leid, der sie fast verklärt (...) aber für Deutschland wünsche ich es nicht; es ist sonderbar, daß das nur ein intellektueller Wunsch von mir ist; mein Gefühl gibt überhaupt keine Resonanz, wenn ich 'Deutschland' sage.*²²

5.2. Franzosen allgemein

Als nächstes wenden wir uns den Äußerungen der fünf Schreiber zu, die Franzosen allgemein außerhalb der Kriegs- und Besatzungssituation charakterisieren, wenngleich diese unter dem Einfluß der politischen Situation entstanden. Dies sind die Briefstellen, in denen die Schreiber explizit und bewußt Aspekte ihres Franzosenbildes darlegen, teilweise als unmittelbare Reaktion auf eine spezielle Erfahrung, teilweise als Ergebnis ihrer Überlegungen.

5.2.1. Vergleich Deutsche - Franzosen

Direkte Vergleiche mit der Referenzgruppe "die Deutschen" ziehen die Schreiber in zweierlei Fällen: in Bezug auf diverse Lebensbereiche und in Bezug auf charakte-

21 Heinrich Böll, 12.4.1943

22 Heinrich Böll, 1.9.1942

ristische Eigenschaften. Der direkte Vergleich entsteht ebenso als Reaktion auf konkrete Anlässe wie bei abstrakteren Überlegungen. Hier einige Beispiele für "konkrete" Vergleiche zwischen Deutschen und Franzosen:

*Ein Pfarrer hatte das Brevier in der Hand und die kurze Pfeife im Mund und ging mit dem Birett auf dem Kopfe große Wolken machend durch den kleinen Ort. Bei uns unmöglich - wie vieles in Frankreich.*²³

*Es hat wirklich den Anschein, als wäre das ganze Frankreich ein großer Puff. Du müßtest nur um 22.00 Uhr mal durch die Straßen gehen. Die Franzosen ziehen es nicht mehr vor, in stillen Ecken zu gehen und sich mal zu drücken, zu küssen, nee, kein Gedanke. Mitten auf der Straße lassen sich die Weiber das Tollste gefallen. Nee, nee, Bobi, mich kann keiner mehr von Frankreich begeistern. Wie mag Paris erst seinen Namen hochhalten? Welch ein Gegensatz zu daheim.*²⁴

*Es war doch immer sehr nett, zusammen mit dem alten Monsieur Salles und der kleinen Jacqueline die Fragen des Mittags- und Abendessens zu besprechen, mit jener Ausführlichkeit, die uns Deutschen lästig ist, den Franzosen aber wie eine Zeremonie erscheint, wie eine notwendige Zeremonie.*²⁵

Themen, die den Vergleich herausfordern, sind also beispielsweise: Religion, Sitten, Esskultur. In allen zitierten Briefausschnitten lautet das Ergebnis des Vergleichs: Andersartigkeit. Sie betrifft in jedem Fall Umgangsformen und gesellschaftliche Codes, Regeln. Auch zum Thema Frauen ist die Unterschiedlichkeit der Umgangs- und Verständigungs-codes eine gemeinsame Feststellung aller untersuchten Schreiber. Es scheint, als ziehe sich der Eindruck der Andersartigkeit der Franzosen als Konstante durch alle beschriebenen Themenbereiche, teils schwächer, teils stärker betont. Bezeichnend ist jedoch die Art, wie sich die Schreiber von den Franzosen abgrenzen. Sie benutzen diesbezüglich ein Tonfallrepertoire, das von Gleichgültigkeit über Wohlwollen bis hin zu Bewunderung reicht. Aggressivität oder Überheblichkeit im Angesicht

23 Hans Ahlheit, 29.7.1940

24 Ernst Guicking, 18.11.1940

25 Heinrich Böll, 15.5.1943

der Unterschiede sind im untersuchten Briefmaterial die Ausnahme. Es dominiert eine "freundliche" Haltung, die trotz - oder wegen? - propagandistischen Einflusses eine relativ große Offenheit den Menschen im besiegten und besetzten Frankreich gegenüber zeitigte.

Die folgenden Vergleiche beziehen sich auf vermeintliche "Charakterzüge" der beiden Völker:

Mir sagte einmal eine schon ältere nette Frau in Valery auf der Kommandantur, der ich im Laufe des Gesprächs erzählt hatte, daß ich Dir - meiner Frau- mindestens jeden Tag einen Brief schreibe - sie war sehr erstaunt und sagte mir: "Die Deutschen können doch sonst gar nicht lieben!" Es ist schon irgendwie etwas Wahres daran; mir ist schon oft die erfreuliche Innigkeit französischer Liebespaare aufgefallen - eine natürliche Innigkeit, die sich beim gemeinsamen Auftreten irgendwo in der Öffentlichkeit zeigt; aber man mag da vielleicht zu vorschnell urteilen; wir Deutschen sind unsagbar schüchtern, und mancher mag büffelig scheinen und im Grunde genommen seine Frau sehr innig lieben...26

Der Franzose ist fähig zum Haß, in ganz anderen Formen als wir ihn kennen. Er sitzt in Tiefen, dahinein wir kaum zu sehen vermögen. Die Zeugnisse dieses Hasses sind zahlreich - ich weiß oft, aber oft nicht, warum wir ihn 'verdient' haben.27

Ich glaube nicht, daß irgendeine andere Nation der Welt [als Deutschland] soviel auf eine harte, unerbittlich phrasenlose Weise ertragen und opfern kann, ohne sich vielleicht in die eigene schwermütige Trauer zu versenken, wie wohl die Russen, oder ohne sich mit Phrasen zu betrinken wie die Franzosen;28

Dabei lerne ich diesen oder jenen originellen Kauz kennen, irgendeinen seiner Freunde, alle prächtige Franzosen, die wirklich ein einem außergewöhnlichen

26 Heinrich Böll, 10.2.1943

27 Hans Ahlheit, Mai 1940

28 Heinrich Böll, 9.9.1942

Sinne Kameraden sind (überhaupt scheint mir die Kameradschaft unter dem Volk hier in Frankreich phantastisch viel größer als bei uns).²⁹

Die gezogenen Vergleiche betreffen: Liebe, Haß, Leidensfähigkeit, Kameradschaft. Auch hier lautet das Fazit Andersartigkeit. Den Franzosen wird ein ausgeprägteres Talent zum Haß und zur Kameradschaft zugeschrieben, während bei den Deutschen die Leidensfähigkeit größer sei. Zum Talent für die Liebe enthält sich der Schreiber des Urteils.

5.2.2. Eigenschaften der Franzosen allgemein

Kommen wir nun zu dem, was die in Frankreich stationierten Besatzungssoldaten Spezifisches an den Franzosen beschrieben. Welche Schlüsse zogen sie aus ihren Beobachtungen und Erfahrungen? Ist dieses Franzosenbild der fünf Briefeschreiber homogen oder heterogen? Lassen sich Unterschiede zeitlich und räumlich auflösen? Lassen sich Entwicklungen beobachten? Zuerst ordne ich Briefausschnitte nach zwei bedeutenden Schlagwörtern, die für das Franzosenbild im Deutschland des Zweiten Weltkrieges und für die fünf Feldpostschreiber eine Rolle spielten, um deren Relevanz für das Franzosenbild der Soldaten zu prüfen. Dann führe ich diverse Eigenschaften auf, die den Franzosen in den untersuchten Briefen zugeschrieben wurden.

5.2.2.1. Stichwort Dekadenz

Das Hauptschlagwort der nationalsozialistischen Frankreichpropaganda findet auch in den untersuchten Briefen Anklang. Interessant ist dabei, daß kaum je erwähnt wird, worin genau der Schreiber Zeichen des Verfalls sieht, oft steht der Ausdruck für sich, wie etwa hier:

Du weißt nun ja aus eigener Anschauung, wie vieles faul ist und dekadent.³⁰

Die Kraft des Klischees liegt in seiner nahezu unbegrenzten Anwendbarkeit. Ganz gleich, wie unpräzise und schwammig es gebraucht wird, der Kommunikationspartner kann es stets mit einer Bedeutung versehen. Doch betrachten wir nun die Brief-

²⁹ Heinrich Böll, 8.5.1943

³⁰ Eugen Neufarn, 12.6.1941

stellen, wo der Topos Dekadenz in einen Kontext eingebettet ist, um zu sehen, unter welchen Voraussetzungen er als zutreffendes Muster für die Franzosen empfunden wurde:

*Es läßt sich auch vieles sagen - was faul ist! Die Schönheit liegt immer nahe beim Tod. Wieviel ist dort auch an Dekadenz, Fäulnis und Verkommenheit.*³¹

*Auch der Bauer trinkt hier Wein. Und unter der Süßigkeit, mit der die ganze Nation insgesamt übergossen ist, steckt doch noch ein Leben, eine ganz große Form. Müde Bauern, die doch nur noch 'gut auskommen' wollen und in wilder, verwildernder, schrankenloser Schönheit verkommen und vergehen!*³²

*Der Bauer war ein echter Franzose mit einem Pans-Gesicht und jenen Zügen, die uns als verderbt erscheinen;*³³

Auch in diesen Zitaten bleibt recht nebulös, worin die Schreiber Zeichen für "Dekadenz, Fäulnis und Verkommenheit" sehen: Zweimal ist von "Schönheit" die Rede, von Wein und von der "Süßigkeit, mit der die ganze Nation insgesamt übergossen ist" - keine besonders konkreten Angaben. Einmal sind es die Gesichtszüge eines französischen Bauern, was wohl den genauesten aller Bezüge darstellt.

Der zweite Briefausschnitt birgt allerdings Assoziationen, die helfen können, den Topos Dekadenz, wie er hier gebraucht wird, zu entschlüsseln: Der allgemeine Überfluß (Symbol: Wein) macht soziale Unterschiede hinfällig, Schrankenlosigkeit und Verwilderung sind die Folgen. Der Ausschnitt liest sich wie eine Allegorie auf Anarchie und Luxus zugleich. Gemeint ist vielleicht schlicht das einfache Leben der Bauern einer fruchtbaren Gegend, welches dem bedrohten und hungrigen Soldaten (Das Zitat stammt aus der Zeit des Feldzugs) im Kontrast geradezu sündhaft süß und frei erscheint. Das Klischee des verkommenen Volkes bedient der Schreiber in vollen Zügen, doch fügt er den Eindruck eines noch vorhandenen "Leben[s], eine ganz große Form" hinzu.

31 Eugen Neufarn, 11.8.1941

32 Hans Ahlheit, 2.6.1940

33 Heinrich Böll, 17.7.1943

Es finden sich auch Briefe, in denen die Unzulänglichkeit des Schlagworts thematisiert wird, etwa:

Mit eigenen Gedanken fährt man durch Frankreich, hat man sich in einem Gedanken zurechtgefunden, zerstört ein kleines oder großes Erlebnis den ganzen Bau. - Man macht den Mund auf vor Staunen, - so wandlungsfähig ist der Bürger der Grande Nation. Es muß eine Plage sein, ein Buch, ein gerechtes und verstehendes über Frankreich zu schreiben. - Mit einfachen Schlagwörtern zum Beispiel von einem 'sterbenden Volk' kommt man nicht aus. Wir waren 1913 fast ebenso weit, - und wenn wir einmal die Kolonien wieder haben und in Fett schwimmen, sehe ich eine Renovierung des wilhelminischen Zeitalters heraufkommen. Die Ansätze sind ja bereits allenthalben zu sehen, aber bis dahin fließt noch viel Wasser durch die Loire.³⁴

Interessanterweise stammt dieser Auszug vom selben Schreiber wie die eben kommentierte Textstelle. Dort griff er noch auf das Muster zurück, von dem er hier Abstand nimmt: *“Mit einfachen Schlagwörtern zum Beispiel von einem 'sterbenden Volk' kommt man nicht aus.”* Zwischen dem anderen Brief und letzterem liegt ungefähr ein Monat. Hier haben wir also ein schönes Beispiel dafür, wie sich der Umgang mit klischeehaften Wahrnehmungsmustern durch die Erfahrung von Komplexität wandeln konnte.

5.2.2.2. Stichwort Menschlichkeit/ Wärme

Ein weiteres häufig genanntes Stichwort zur Charakterisierung der Franzosen - wenn auch nur beim Schreiber Heinrich Böll - ist die Menschlichkeit. Er versteht darunter :

Jeder Mensch hier wird wirklich als Mensch gewertet, und man weiß hier noch, daß wir wirklich 'von Hause aus' alle Brüder sind.³⁵

34 Hans Ahlheit, Juli 1940

35 Heinrich Böll, 17.7.1943

Diese Menschlichkeit, die man auch christliche Brüderlichkeit nennen könnte, manifestiert sich für den Schreiber in alltäglichen Situationen und Begegnungen, die ihm charakteristisch für die Lebensart der Franzosen erscheinen, wie etwa:

In den Cafés - oder Estaminets, wie sie sich hier nennen - geht es meistens sehr familiär zu; der Gastraum ist zugleich die Küche der Familie; die Kinder kommen von der Straße herein, bekommen ihr Butterbrot in die Hand gedrückt und stehlen heimlich an der Butterdose herum, balgen sich, machen ihre Schularbeiten und bringen ihre Spielkameraden mit; es ist sehr menschlich alles, bezaubernd menschlich, und es ist so schmerzlich, daß wir immer, immer den Krieg im Herzen haben müssen, immer Uniform tragen, immer, immer.³⁶

Es ist interessant, menschlich, allzumenschlich; sie [die französischen Handwerker] arbeiten ganz gern, nur wollen sie frei dabei sein, wie Künstler;³⁷

Welche Sehnsucht dieser Betonung der Menschlichkeit zugrunde liegt, wird im folgenden Briefausschnitt noch deutlicher:

Frankreich ist schön, voll Menschlichkeit und Süße, voll schöner Städte und Dörfer und angenehmer Menschen, die wirklich menschlich sind; aber darum ist es um so schwerer, hier Soldat zu sein, vollkommen ausgeschlossen zu sein von diesem Leben.³⁸

Es scheint, als schmücke Heinrich Böll in seinen Briefen die Franzosen mit den Eigenschaften, welche er, gleichsam im Exil wie in Uniform fremd und gefangen, vermißt: Freiheit, Menschlichkeit, Würde. So ist seine Meinung von den Franzosen die gütigste.

36 Heinrich Böll, 11.5.1942

37 Heinrich Böll, 8.12.1942

38 Heinrich Böll, 24.6.1942

5.2.2.3. "Typisch französische" Eigenschaften

Nun kommen wir zu den diversen Zügen, die in den untersuchten Briefen als typisch

französisch eingestuft werden. Diese sollen das Bild abrunden, das schon die Vergleiche zwischen Deutschen und Franzosen in Kapitel 5.2.1. ergeben haben. Hier sind die wiederkehrenden Beispiele:

Ach, ich liebe diese Hecken irgendwie sehr, sie geben allem etwas Inniges und Eigenes, ach, die Franzosen sind wirklich Individualisten...39

Der Alte, der ein waschechter Franzose ist; von angenehmer, kultivierter Höflichkeit, phrasenreich und selbstbewußt;40

Nirgendwo gibt es eine so offene und irgendwie schöne Sinnlichkeit in den Gesichtern der Bauern und ihrer Frauen wie in Frankreich, es ist ein seltsamer Schmelz und viel Charme darin, tief versteckt oft, aber man spürt es im Gespräch, wenn das Gesicht sich belebt; wirklich, es ist toll.41

Und gegenüber die Franzosen, alle drei ausgesprochen typisch, schmal, verlebt, unzuverlässig.42

...sehr elegant, das was wir einen typischen Franzosen nennen würden;43

Sehr nett geplaudert mit dem jungen Franzosen - einem dicken dunklen Typ, einem "typischen" Franzosen-44

39 Heinrich Böll, 28.5.1942

40 Heinrich Böll, 18.8.1940

41 Heinrich Böll, 15.10.1942

42 ebd., 14.4.1943

43 ebd., 24.4.1943

44 ebd., 2.4.1943

Ist der Franzose nicht bei aller Raffinesse und Routine in der oder jener Beziehung kindlich und naiv?45_

Fassen wir die als “typisch französisch” bezeichneten Eigenschaften zusammen: individualistisch, kultiviert, höflich, phrasenreich, selbstbewußt, sinnlich, charmant, schmal, verlebt, unzuverlässig, sehr elegant, dunkel, raffiniert, kindlich, naiv. Eine große Nähe zu den “typischen” Eigenschaften der Frauen ist zu bemerken. Die Merkmale dunkel, charmant, elegant, schmal und unzuverlässig haben sie - den Briefen der fünf Soldaten zufolge - gemeinsam.

5.3. Ergebnisse: Urteile und Vorurteile

Zum Einsatz in Frankreich herrscht in den untersuchten Feldpostbriefen ein Konsens der Zufriedenheit, beziehungsweise Freude und Erleichterung. In allen Kriegs- und Besatzungsphasen sowie im Rückblick äußerten sich die Schreiber ausgesprochen positiv zu ihrer Stationierung im Westen, vor allem insofern diese die Alternative zur Ostfront darstellte.

Als Kriegsfeinde wurden die Franzosen insgesamt kaum beschrieben. Die Ausnahmen stammen aus den Zeitspannen der “drôle de guerre” und des Feldzugs, wo demonstrative Siegesgewißheit die Beschreibungen prägt: leicht abwertende Bezeichnungen wie “der Franzmann” sowie Verharmlosungen bestimmen das Feindbild. In Gesprächen zwischen Kriegsgegnern - welche nur von einem Schreiber, von diesem jedoch häufig geschildert werden - bietet sich ein ganz anderes Bild, nämlich auf der einen Seite von der baldigen Niederlage der Deutschen fest überzeugte, demonstrativ selbstbewußte Franzosen, auf der anderen Seite zunehmend am Endsieg zweifelnde Besatzer. In den Soldatenbriefen läßt sich ein Zusammenhang zwischen Siegesglaube und Feindbild feststellen: desto größer die Siegesgewißheit der Soldaten, desto aggressiver, dominanter und/ oder überheblicher fällt die Darstellung des Kriegsgegners tendenziell aus. Doch selbst die negativen Feindbeschreibungen sind etwa im Vergleich zu denen aus Rußland sehr gemäßigt.

Dies hängt nicht nur mit der propagandistischen Prägung und Vorbereitung der jeweiligen Feldzüge zusammen, sondern auch mit dem präexistierenden Franzosenbild der Soldaten. Elemente davon stehen explizit in ihren Briefen aus Frankreich. Diese

45 Eugen Neufarn, 18.5.1941

erfüllten zwei Voraussetzungen: Sie waren den Soldaten bewußt, das heißt ihnen haftet ein Mindestgrad an Reflektiertheit an; Sie sollten dem Adressaten mitgeteilt werden, orientieren sich also an seiner vermeintlichen Erwartungshaltung und sind gleichzeitig Teil der Selbstdarstellung des Schreibers. Im Vergleich mit der Referenzgruppe "die Deutschen" stufen die Soldaten bei den Franzosen die Fähigkeit zum Haß und zur Kameradschaft größer, stille Leidenschaft geringer ein. Als "typisch französische" Eigenschaften betonen sie Merkmale, die zum Teil schon für Frauen genannt wurden, wie etwa "*dunkel, schmal, unzuverlässig, elegant, charmant*". Das Bild der Französinen unterscheidet sich also nicht erwähnenswert vom allgemeinen Franzosenbild, es kommen lediglich geschlechtsspezifische Elemente hinzu. Folgende "typische" Züge runden das Franzosenbild der fünf hier zitierten Soldaten ab: individualistisch, kultiviert, höflich, phrasenreich, selbstbewußt, sinnlich, verlebt, raffiniert, kindlich, naiv. Insgesamt fällt in den Briefen bezüglich der Franzosen im Allgemeinen - wie auch im Kapitel Frauen - eine Vielzahl klischeehafter Muster auf, was sich in diesem Fall vermutlich durch die geographische und kulturelle Nähe sowie die "gemeinsame" Vergangenheit erklären läßt. Denn tatsächlich handelt es sich um Stereotypen, die viel älter sind als Goebbels.

Das auch von der nationalsozialistischen Propaganda verbreitete Frankreichklischee vom sterbenden, dekadenten Volk ist in allen Briefserien präsent, also von größerer Bedeutung für das Frankreich- und Franzosenbild der Schreiber. Teilweise bestätigen sie es, teilweise nehmen sie Abstand davon. Bei einem Schreiber läßt sich eine Entwicklung vom einen zum anderen beobachten.

6. Ergebnisse - Schlußbemerkungen

Tragen wir zusammen, was in dieser Arbeit über das Franzosenbild einer Stichprobe deutscher Besatzungssoldaten im Zweiten Weltkrieg anhand ihrer Feldpostbriefe herausgearbeitet wurde.

Als erstes sei bemerkt, daß sich die angesprochenen Inhalte der fünf untersuchten Briefserien stark voneinander unterscheiden. Jeder Soldat hatte seine Lieblingsthemen. So verwundert es nicht, daß das Thema der vorliegenden Arbeit in jeder Briefserie anders gewichtet ist. Grob läßt sich sagen, daß drei der fünf Schreiber viel bis sehr viel - gemessen an ihrem erhaltenen Gesamtschreibvolumen französischer Herkunft - über Land und Leute aus ihrem Einsatzort schrieben, zwei dagegen wenig bis sehr wenig. Doch auch bei ihnen waren Fragen der Abgrenzung und Annäherung, des Selbstverständnisses und des Machtmonopols, der Positionierung und des Rollenverhaltens, nicht zuletzt der Selbstdarstellung präsent. Denn als Besatzer im Feindesland stand im Angesicht der Bevölkerung jeder vor der Frage: miteinander oder gegeneinander?

Zwei der fünf Schreiber schrieben einander - aus einer Kriegssituation heraus - überraschend ausführlich und begeistert über "kulturelle" Belange, hauptsächlich über Kathedralen, Museen und antiquarische Raritäten, welche sie zu Spottpreisen erstanden und in die Heimat schickten. In der Korrespondenz der beiden tritt eine Besonderheit des besetzten Frankreichs hervor: Sein Status als bedeutendes Kulturland mit glanzvoller Vergangenheit verschaffte dem Land und seinen Einwohnern seitens der Besatzer eine Art Anerkennung, wie sie den Menschen in Osteuropa nicht zugute kam. Die Mehrheit der Soldaten bezeugte in ihren Briefen Kenntnisse und Interesse auf den Gebieten des französischen Films, der Literatur und nicht zuletzt der Sprache. Zum Stichwort Französisch gibt es überwiegend positive Äußerungen der Soldaten. Mit Ausnahme desjenigen Schreibers, der seine Frankreichzeit im Lazarett verbrachte, spickten alle ihre Briefe mit französischen Vokabeln und/ oder Redensarten und bewiesen Aufgeschlossenheit und Freude im Umgang damit. Jedoch bei der Liebe hörte das Verständnis - im doppelten Sinne - auf. Diesbezüglich distanzieren sie sich von der französischen Sprache, mit dem Klischee "Land der Liebe" argumentierend. Alles in allem stellt die französische Kultur einen Verbundenheit stiftenden Aspekt dar, der Empathie mit den Menschen einschließt. Ebenso verhält es sich mit der Religion, wobei die katholische Konfession der zwei Schreiber, die sich zum Thema äußerten, diese Tendenz sicher

verstärkte. In ihren Briefen findet sich sogar unter dem Deckmantel religiöser Liedertexte versteckte Regimekritik.

Der Topos "Krieg als Reise" spielt in den Briefen aus Frankreich eine bedeutende Rolle, was sich durch die friedliche, vergleichsweise sichere Besatzungszeit, die materiellen Vorzüge - zumindest in den Anfangsjahren der Besatzung -, und durch die Attraktivität der gängigen Frankreich-Klischees erklärt. Auch wurden ja viele ins „Reichserholungsgebiet West“ zum Front- oder Genesungsurlaub geschickt. Dementsprechend prägt die meisten Briefserien ein "touristischer" Blick unter anderem auf die Lebensart der Einheimischen. Das Klischee "Leben wie Gott in Frankreich" sowie die Referenz auf das fast gleichnamige Frankreichbuch von Sieburg treten wiederholt auf, wenn es darum geht, ein vergleichsweise luxuriöses Leben im besetzten Land zu beschreiben. Auch die Einwohner werden - vorwiegend während und bis ca. ein Jahr nach dem Blitzkrieg - als reich beschrieben im Vergleich zu Deutschland. Doch ziehen die Soldaten in den hier untersuchten Briefen keine Schlüsse daraus, statt dessen dominiert die naive Freude am "*Schlaraffenland*". Das Stichwort Schmutz spielt in den Soldatenbriefen aus Frankreich eine untergeordnete Rolle. Es wird, mit Ausnahme eines Schreibers, differenziert angesprochen, nie werden die Menschen wie etwa in Briefen aus Rußland mit dem Schmutz ihrer Umwelt identifiziert.

An den Beschreibungen der Franzosen im Alltag fällt zweierlei auf. Wärme und Menschlichkeit bestimmen den Gesamteindruck in den untersuchten Briefen, die Franzosen werden eher positiv - oder zumindest nie wirklich negativ - gezeichnet. Gleichwohl äußern die Schreiber zu jedem Teilbereich ein variierendes Maß an Befremden, was jedoch in Staunen oder Bewunderung und nicht in Ablehnung oder Überheblichkeit mündet. Nationalstereotypen wie Dekadenz und Sittenverfall werden häufig übernommen, doch interessanterweise zum Teil positiv konnotiert. Auch distanzierter oder ironischer Klischeegebrauch kommt vor.

Im Kapitel "Kontakte", wo Interaktion zwischen den Schreibern und Franzosen thematisiert wird, bestätigen sich diese Tendenzen weitgehend. Das vorherrschende Sicherheitsgefühl der Besatzungssoldaten war sicherlich eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung von Kontakten innerhalb der Zivilbevölkerung. In den Briefen werden kaum feindliche Handlungen seitens der Franzosen erwähnt. Das Wort "Résistance" kommt nicht vor. Von zwei Sabotageakten ist - knapp und kommentarlos - die Rede, zermürbender für die Moral der Truppe scheint sich "passiver" Widerstand ausgewirkt zu haben, in Gestalt von Langsamkeit, Passivität, Blicken, usw. Ein Schrei-

ber beschreibt den zersetzenden Einfluß der Stimmung in der Zivilbevölkerung auf die Siegesgewißheit der Deutschen.

Insgesamt dominiert in allen Briefserien eine positive Darstellung der Bevölkerung, die als friedlich und freundlich geschildert wird. Die Ausnahmen stammen aus der Zeit der "drôle de guerre" und des Feldzugs, es sind die einzigen Briefstellen, die ein Feindbild Franzose enthalten. Das Wort Feind kommt selten vor, das Wort Erbfeind überhaupt nicht. Nur einmal wird das Motiv der Revanche für Versailles erwähnt. Die Bezeichnungen für die Menschen sind neutral, "die Franzosen" oder einfach "die Leute" sind die häufigsten, "der Franzmann" oder den Plural davon benutzt nur ein Schreiber ab und an.

Weniger enge Kontakte mit Franzosen werden in den Briefen bei der Arbeit geschildert, wobei natürlich immer der Franzose für den Deutschen arbeitet. Meist wird die Zusammenarbeit als gut beschrieben, trotz Differenzen hinsichtlich der Umgangsformen und der Arbeitsmoral. Doch wird auch von Situationen, wo sich die Franzosen vor der Arbeit drücken, berichtet, so geschieht dies ohne Abwertung oder Aggressivität, das Wort Faulheit fällt nicht. Ein Schreiber nimmt gegenüber Franzosen, die für die Deutschen arbeiten, eine paternalistisch-wohlwollende Haltung ein, ein anderer dagegen zeigt sich gewillt, die eigene Machtposition auszukosten.

Engere Kontakte schildern nur zwei der fünf Schreiber, was mit mehreren Faktoren zusammenhängt: Einsatzort und -dauer, Sprachkenntnisse, Dienstart, Unterkunft, usw. Einer erzählte von seiner Freundschaft zu einem französischen Antiquar, den er auf der Suche nach alten Stichen und Büchern kennenlernte, der andere entwickelte zur Bauernfamilie, bei der er einquartiert war, und später zu seinen Hausangestellten ein inniges, persönliches Verhältnis. Bei beiden Freundschaften werden Gemeinsamkeiten stärker gewichtet als die Zugehörigkeit zu einem Kriegslager, und doch ist der Krieg stets im Hintergrund präsent. Er bleibt eins der zitierten Hauptgesprächsthemen, an dem sich die Geister scheiden: Die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende vereint Deutsche und Franzosen, doch bezüglich des Siegers verharrt jeder auf seiner nationalen Position. Diese grundsätzlichen Gegensätze werden friedlich ausgehalten, wenngleich sich ein Schreiber immer wieder vom Haß der Franzosen auf die Deutschen gekränkt zeigt. Summa summarum schildern die Schreiber diese freundschaftlichen Verhältnisse als warm, herzlich und lehrreich, als Situationen, wo Menschen, nicht Kriegsgegner aufeinander trafen. Bei der Schilderung dieser engen Kontaktpersonen und -verläufe spielen Stereotypen kaum eine Rolle.

Selbstverständlich ist das Thema Kontakte zu französischen Frauen in Feldpostbriefen viel problematischer, waren diese doch in drei Fällen an die Ehefrau oder Verlobte gerichtet. Trotzdem wird das Tabuthema Frauen von einem Schreiber recht häufig, von zwei anderen (Junggesellen) gelegentlich angesprochen. Auch von Liebschaften zwischen Französinen und deutschen Soldaten ist die Rede, doch ausschließlich von denen anderer Soldaten. Teilweise dient der Verweis darauf im Kontrast zur Selbstdarstellung des Schreibers als treuer Mann. Die Haltung der Schreiber gegenüber diesen Liebschaften - die als etwas gewöhnliches gelten - ist gespalten, sie unterscheiden zwischen "reinen" Liebesgeschichten, die etwa nach der Versetzung des Soldaten Briefe aus Rußland nach sich ziehen, und Verhältnissen aus Interesse. Meistens werden die Frauen jedoch positiv dargestellt. Tendenziell fällt das Französinenbild positiv und heterogen aus. Konstanten sind einerseits die Abgrenzung von der Referenzgruppe "deutsche Frauen", andererseits diverse stereotype Elemente, wie Schönheit, Charme, Eleganz, Koketterie und Untreue. Die Vorstellung Frankreichs als "Land der Liebe" manifestiert sich in den Frauenbeschreibungen der Schreiber überdeutlich, der klischeehaft-erotische Aspekt dominiert. Begriffe wie Ungeniertheit, Schminke, Schlampe bestimmen das Bild ebenso wie das bezeichnenderweise meistgebrauchte charakterisierende Adjektiv: französisch.

Die in den Briefen geäußerten Meinungen zu Frankreichs politischer Lage variieren je nach Schreiber und Zeitraum stark. Wie schon erwähnt, stammen die einzig aggressiven Stellen aus der Frühphase des Zweiten Weltkriegs um den Frankreich-Feldzug. Nach dem Beginn der Besatzung ändert sich die Haltung in den Briefen recht schnell. Obgleich gelegentlich der Fatalismus oder die Uneinsichtigkeit der Franzosen kritisiert wird, dominieren Sympathie und Empathie gegenüber den Einwohnern des besetzten Landes, von denen die meisten Schreiber glauben, sie hätten keinen Krieg gewollt. Eine fraternisierende Haltung der deutschen Soldaten gegenüber der Bevölkerung des besiegten Landes überwiegt in den untersuchten Briefen. Auch Neid wird geäußert: bei einem Schreiber läßt sich die Tendenz beobachten, die besiegten Franzosen mit alledem ausgestattet zu schildern, dessen er sich als Soldat in der Fremde beraubt fühlt: Freiheit, Würde, Heimat, Liebe.

Vergleiche der französischen Männer mit der Referenzgruppe "deutsche Männer" weisen keine so starken Gegensätze auf wie die Vergleiche unter Frauen. Den Franzosen wird dabei Talent für Haß und Kameradschaft, den Deutschen größere Leidenschaft zugeschrieben. Einige als typisch eingestufte Merkmale decken sich mit denen der Frauen: dunkel, schmal, charmant, elegant, unzuverlässig. Die für die Schrei-

ber typischen Eigenschaften der Französinen unterscheiden sich also nicht erwähnenswert von allgemein französischen, es kommen lediglich geschlechtsspezifische Elemente hinzu. Die fünf Schreiber stufen zusätzlich folgende Züge als typisch französisch ein: Individualismus, Kultiviertheit, Höflichkeit, Phrasenreichtum, Selbstbewußtsein, Sinnlichkeit, Verlebtheit, Raffinesse, Kindlichkeit, Naivität. Diese entsprechen weitgehend traditionellen deutschen Frankreich-Stereotypen.

Entscheidend ist, daß sich in den untersuchten Briefen der Umschlagpunkt von stereotyper Wahrnehmung zum Feindbild Franzose nicht finden läßt. Ausnahmen bilden die Briefe eines Schreibers vor und während des Feldzugs. Christoph Jahr sieht das Feindbild als eine qualitative Steigerung des Stereotyps, dessen wesentliche Funktionen in der Einigung und Stabilisierung der Gruppe liegen¹. Ein wesentlicher Faktor für die Herausbildung eines Feindbildes sei daher die "Furcht vor der Allmacht des Feindes"², die durch die Festigung der Vorstellungen ins Irrationale dahin tendiere, das Weltbild auf fundamentale Gegensätze zu reduzieren: "Charakteristisch für Feindbilder ist insofern ihre Tendenz zum Totalitären, zur Entgrenzung, weil sie die Welt auf eine einzige, antagonistische Formel von Gut und Böse zu reduzieren suchen."³ Diese Kategorien kommen in den hier untersuchten Briefen aus Frankreich überhaupt nicht vor, und wenn Gegensätze beschrieben werden, dann nicht grundsätzlicher Art. Die Franzosen werden zwar teilweise als fremd, jedoch nicht als "entfremdet"⁴ beschrieben, wie erwähnt, mit einer Ausnahme. Dies hängt mit der relativ friedlichen, sicheren Besetzungssituation in Frankreich zusammen - eine Bedrohung durch die Résistance fällt in den Briefen nicht ins Gewicht: Im Vergleich zur Ostfront, wo einerseits die nationalsozialistische anti-jüdisch-bolschewistische Propaganda, andererseits die Erfolge der Roten Armee den Soldaten das starke Gefühl der Bedrohung geben konnten, fehlten für die Soldaten nach dem überraschenden Sieg über die Militärmacht Frankreich beide Grundlagen der Furcht: Kampfhandlungen und Indoktrinierung. Und "ist der äußere Anlaß für den Konflikt aber nicht mehr gegeben, ist es eher unwahrscheinlich, daß das Feindbild weiterbesteht, es ändert sich, verliert an Kontur, schwächt sich ab und kann nach einer Phase hochgradiger Zuspitzung wieder auf ein unschädliches Maß zurückgehen."⁵ So ver-

1 Jahr (Hrsg.) Feindbilder in der deutschen Geschichte, S. 125ff

2 ebd., S.13

3 ebd., S.13

4 ebd., S.125

5 ebd., S.14

wundert es nicht, daß der Topos der Erbfeindschaft in den Briefen deutscher Soldaten aus dem besetzten Frankreich des Zweiten Weltkriegs nicht auftaucht: ihnen stand schlicht kein nennenswerter Feind mehr gegenüber. Nur die Stereotypen in den Briefen tragen noch leise Ressentiments aus der Vergangenheit.

Literaturverzeichnis

Benutzte Literatur

- Amouroux, Henri: La vie des Français sous l'occupation, Librairie A.Fayard, Paris, 1961
- Bähr, Hans-Werner: Die Stimme des Menschen. Briefe und Aufzeichnungen aus der ganzen Welt 1939-1945, Piper, München, 1961
- Bähr, Walter u. Hans-Walter (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939-45, Tübingen/ Stuttgart, 1952
- Buchbender, Ortwin, Sterz, Reinhold (Hrsg.): Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, München, 1982
- Burin, Philippe: La France à l'heure allemande 1940-1944, Editions du Seuil, Paris, 1995
- Distelbarth, Paul H.: Das andere Frankreich. Aufsätze zur Gesellschaft, Kultur und Politik Frankreichs und zu den deutsch-französischen Beziehungen 1932-1953. Mit einer Einleitung hrsg. und kommentiert von Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern, Berlin, Frankf./M., New York, Paris, Wien, 1997
- Flanner, Janet: Paris, Germany. Reportagen aus Europa 1931-1950, Verlag Antje Kunstmann, München, 1992
- Frankreich-Ploetz. Französische Geschichte zum Nachschlagen, Ploetz, Freiburg/ Würzburg, 1985
- Geiger, Wolfgang: L'image de la France dans l'Allemagne nazie 1933-45, Presses universitaires de Rennes, 1999
- Heller, Gerhard: In einem besetzten Land. Nationalsozialistische Kulturpolitik in Frankreich. Erinnerungen, Kiepenheuer & Witsch, Hamburg, 1982
- Herre, Franz: Deutsch und Franzosen. Der lange Weg zur Freundschaft, G. Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, 1983
- Jahr, C., Mai, U., Roller, K. (Hrsg.): Feindbilder in der deutschen Geschichte, Metropol Verlag, Berlin, 1994
- Jeismann, Michael: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918, Klett-Cotta, Stuttgart, 1992

- Kalmbach, Gabriele (Hrsg.): Paris 1940-1944. Die dunklen Jahre der “Ville Lumière”, Henssel, Berlin, 1993
- Latzel, Klaus: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis - Kriegserfahrung 1939-1945, Bd 1 der Reihe: Krieg in der Geschichte (KriG). Hrsg. von Förster, Stig, Bernhard R. Kroener und Bernd Wegner, Schöningh, Paderborn 1998
- Link, J., Wülfing, W. (Hrsg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Klett-Cotta, Stuttgart, 1991
- Löffler, Klara: Aufgehoben. Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges. Regensburger Schriften zur Volkskunde im Auftrag des Regensburger Vereins für Volkskunde e.V. Hrsg. v. K. Köstlin und K. Löffler. Band 9. Bamberg 1992
- Pabst, Wilfried: Das Jahrhundert der deutsch-französischen Konfrontation. Ausgewählte Quellen zur Einführung in die deutsch-französische Geschichte von 1866 bis heute, 2.Aufl., Selbstverlag, Osnabrück, 1987
- Rouget, Werner: Schwierige Nachbarschaft am Rhein. Frankreich-Deutschland, Bouvier, Bonn, 1998
- Schallenberger, Horst: Untersuchungen zum Geschichtsbild der Wilhelminischen Ära und der Weimarer Zeit. Eine vergleichende Schulbuchanalyse deutscher Schulgeschichtsbücher aus der Zeit von 1888 bis 1933, A. Henn Verlag, Ratingen, 1964
- Schmidt, Reinhard (Hrsg.): Antoine de Saint Exupéry: Die innere Schwerkraft. Schriften aus dem Krieg 1939-1944, Fischer, Frankfurt/ Main, 1990
- Schubert, Jochen (Hrsg.): Heinrich Böll. Briefe aus dem Krieg 1939-1945, 2 Bde., Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2001
- Steinberg, Lucien: Les Allemands en France 1940-44, Albin-Michel, Paris, 1980
- Stenzel, Thilo: Das Rußlandbild des ‘kleinen Mannes’. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941-1944/45), Mitteilungen des Osteuropäischen Instituts München, 1998
- Tewes, Ludger: Frankreich in der Besatzungszeit 1940-43. Die Sicht deutscher Augenzeugen, Bouvier Verlag, Bonn, 1998
- Wette, Wolfram (Hrsg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, Piper, München, 1992

- Wette, W., Vogel, D. (Hrsg.): Andere Menschen - andere Helme? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Klartext, Essen, 1995
- Witkop, Philipp (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten, München, 1928
- 1940 - La Débâcle, Saisons d'Alsace, n°109, automne 1990, 42e année

Briefsammlungen

- Aschl, Albert Josef: Kriegspost einer bayrischen Beamtenfamilie aus dem Ersten Weltkrieg 1916-1918, hrsg. vom Historischen Verein Günzburg e.V. Günzburg/Donau 1994 (Heimatkundliche Schriftenreihe für den Landkreis Günzburg, Band 14)
- Aufbruch. Briefe germanischer Kriegsfreiwilliger, Berlin 1943.
- Bazancourt, Cesar de: Der Feldzug in der Krim bis zur Einnahme von Sewastopol. Eine aus authentischen Quellen geschöpfte Darstellung des orientalischen Krieges. Pest: 1856 (Selbstzeugnis)
- Beck, Gisela: Feldpostbriefe eines Landsers 1939 - 1943, books on demand, Osnabrück, o.J.
- Beyerlein, K.: Von drei Reichen. Briefe aus den Jahren 1941 – 1945. Reinbek 1947
- Briefe aus jener Zeit, Gesammelt von Lilli Vetter, Berlin 1948.
- Briefe im Hitlerreich, 2. Aufl. 1989
- d'Alquen, Gunter (Hrsg.): Das ist der Sieg! Briefe des Glaubens in Aufbruch und Krieg, Berlin 1940.
- Dinkler von Schubert, Erika (Hrsg.): Feldpost: Zeugnis und Vermächtnis. Briefe und Texte aus dem Kreis der evangelischen Studentengemeinde Marburg/Lahn und ihrer Lehrer (1939-1945), Göttingen 1993
- Dollinger, Hans (Hrsg.): Kain, wo ist dein Bruder? Was der Mensch im Zweiten Weltkrieg erleiden mußte, dokumentiert in Tagebüchern und Briefen, Frankfurt a. M. 1989
- Elmshäuser, Konrad und Jan Lokers; 'Man muß hier nur hart sein'. Kriegsbriefe und Bilder einer Familie (1934 - 1945), (Ed. Temmen), Bremen 1999
- Evans, R. (Hrsg.): M. Wolff-Mönckeberg. Briefe, die sie nicht erreichten. Briefe einer Mutter an ihre fernen Kinder in den Jahren 1940 – 1946. Hamburg 1980

- Feldpost vor dem Zweiten Weltkrieg 1936 - 1939. Zusammengestellt und bearbeitet von Robert Höhn. Neue Schriftenreihe der Poststempelgilde e.V., Heft 143, Soest 1995
- Gieles, J.: Studentenbriefe 1939 – 1942. Frankfurt 1992
- Gillen, Otto: Ich will das Lied der Liebe singen. Feldpostbriefe an meine Braut 1943-1946, Kriegstagebuch 1945. Hrsg. v. Eckhart Gillen. Stein am Rhein 1999.
- Golovchansky, Anatoly, Valentin Osipov, Analoj Prokopenko, Ute Daniel und Jürgen Reulecke (Hrsg.): "Ich will raus aus diesem Wahnsinn" Deutsche Briefe von der Ostfront 1941-1945 aus sowjetischen Archiven, Wuppertal 1991 und Reinbek bei Hamburg 1993
- Hammer, Ingrid und Susanne zur Nieden (Hrsg.): Sehr selten habe ich geweint. Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin, Zürich 1992 Hoffmann, Rudolf (Hrsg.): Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg, München 1937.
- Hank, Sabine u.Hermann Simon (Hrsg.): Feldpostbriefe jüdischer Soldaten 1914-1918: Briefe ehemaliger Zöglinge an Sigmund Feist, Direktor des Reichenheimischen Waisenhauses der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Jüdische Memoiren, Sonderband. 2002
- Kolling, Hubert: "Wenn nur der Krieg bald zu Ende ist ..." Die Feldpostbriefe des Johann Theodor Schirra aus Illingen/Saar (1944-1945) nebst einer biographischen Skizze, Illingen 2001.
- Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden. Erstauflage. Hrsg. v. Reichsbund Jüdischer Frontkämpfer, Berlin 1935 und Neuauflage der Ausgabe von 1935 im Jahr 1961.
- Lange, Herta und Benedikt Burkard (Hrsg.): Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter 1939-1945, Hamburg 2000
- Lehdorff Hans Graf von (Hrsg.): Die Briefe des Peter Pfaff 1943-44. Feldpost, München 1988
- Leins, Hermann: Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939 - 1945. Tübingen, Stuttgart 1952
- Letzte Briefe aus Stalingrad. Frankfurt/Main Heidelberg 1952 (Gütersloh ab 1954)
- Kageneck, A. Graf v.: Zwischen Eid und Gewissen. Roland von Hößlin. Ein deutscher Offizier. Berlin 1991
- Mallebrein, W.: Einer für Alle. Erlebnisse und Briefe gefallener Arbeitsdienst-Männer. Selbstverlag 1960.

- Mende, Karl Heinz: Briefe aus dem Westen, Berlin 1940
- Meyer, Alfred Richard (Hrsg.): Soldatenbriefe großer Männer, Berlin 1941.
- Mohrmann, Wolf-Dieter: Der Krieg ist hier hart und grausam! Feldpostbriefe an den Osnabrücker Regierungspräsidenten 1941-1944, Osnabrück 1984
- Orgel-Purpur, Liselotte: "Willst Du meine Witwe sein?" Eine deutsche Liebe im Krieg. Briefwechsel zwischen Lieselotte Orgel-Purpur und Kurt Orgel. Berlin 1995
- Persche, Alfred und Karl Megerle (Hrsg.): Briefe des Kampfes und des Glaubens, Jena 1938.
- Pflug, Ferdinand: Unter dem Doppeladler. Mitteilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes in russischen Diensten über den Feldzug in der Krim. Berlin, 1855-1856 (2 Bände)
- Reddemann, Karl (Hrsg.): Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des Münsterischen Ehepaares Agnes und Albert Neuhaus 1940-44, Münster 1996
- Rühle, B. (Hrsg.): Die Feldpostbriefe des Adalbert Ottheinrich Rühle. 1939-1942. Briefe und Gedichte eines Frühvollendeten. Heusenstamm 1979.
- Sachsse, F.: Roter Mohn. Tagebuch, Feldpostbriefe, Verse eines gefallenen Batteriechefs. 1939-1941. München 1973
- Sankowski, Mathilde (Hrsg.): Briefe, die verbinden. Feldpostbriefe 1939 - 1945, Dokumente aus einer grauen Zeit, Ahlhorn 2001
- Scheuer, Günter (Hrsg.): Briefe aus Russland. Feldpostbriefe des Gefreiten Alois Scheuer 1941 - 1942. St. Ingbert 2002
- Schröder, R.A.; S. Stehmann: Freundeswort. Ein Briefwechsel aus den Jahren 1938 bis 1945. Witten, Berlin 1962
- Schüddekopf, L.: Krieg, Erzählungen aus dem Schweigen. Deutsche Soldaten über den Zweiten Weltkrieg. Reinbeck 1997
- Schumann, F. (Hrsg.): „Zieh dich warm an!“ Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie. Berlin (Ost) 1989
- Sei tausendmal begrüßt. Feldpost-Briefwechsel Irene und Ernst Guicking 1937-1945, Buch und CD-ROM, Berlin 2001
- Stehmann, S.: Die Bitternis verschweigen wir. Feldpostbriefe 1940-1945. Berlin (Ost), Weimar 1988
- Strohmeier, Marco: An einem Tage unter Null. Briefe von der Ostfront, o.O. 1999

- Taubken, Hans (Hrsg.): Wibbelt, Augustin: 'Dat ganze Volk steiht Hand in Hand'. Kriegsgedichte und Feldpostbriefe in münsterländischer Mundart. Gesammelte Werke in Einzelausgaben Bd.16. Münster-Hiltrup 2000
- Temper, Marlies (Hrsg.): Briefe des Soldaten Helmut N. 1939-1945, Berlin 1988
- Ein Vermächtnis. Briefe und Gedichte gefallener Soldaten des Zweiten Weltkrieges, Pfaffenhofen 1955.
- Walter, Jakob: The Diary of a Napolionic Footsoldier (edited by Marc Raeff), New York 1991
- Witkop, Philip (Hrsg.): Kriegsbriefe deutscher Studenten. Gotha 1916
- Witkop, Philip (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten, Leipzig 1918
- Wojak, Andreas (Hrsg.): "Wir werden auch weiterhin unsere Pflicht tun..." Kriegsbriefe einer Familie in Deutschland 1940-1945, Bremen 1996
- Wojak, Irmtrut und Lore Hepner (Hrsg.): "Geliebte Kinder ..." Briefe aus dem Amsterdamer Exil in die Neue Welt 1939-45, Essen 1995
- Wood, E.: Vom Seekadetten zum Feldmarschall. Berlin, 1810 (Selbstzeugnis)

Weiterführende Literatur

- Boddenberg, Werner (Hrsg.): Die Kriegsgefangenenpost deutscher Soldaten im sowjetischen Gewahrsam und die Post von ihren Angehörigen während des Zweiten Weltkrieges, Berlin 1985
- Boddenberg, Werner: Kriegsgefangenenpost USA 1942 bis 1946, Berlin 1988
- Brockhaus, Gudrun: "Schrecklich lieb ..." Anmerkungen zu einer deutschen 'Heldenmutter', in: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie, 2. Jg., Heft 3, April 1991
- Brücker, Eva, David Crew, Harald Dehne u.a. (Hrsg.): WerkstattGeschichte 22. Feldpostbriefe. Redaktion des Thementails Ulrike Jureit, (Ergebnisse Vlg.) Hamburg 1999
- Burkard, Benedikt und Friederike Valet (Hrsg.): Abends wenn wir essen, fehlt uns immer einer. Kinder schreiben an die Väter 1939-1945, Heidelberg 2000
- Cachay, Klaus; Bahlke, Steffen; Mehl, Helmut: 'Echte Sportler', 'Gute Soldaten'. Die Sportsozialisation des Nationalsozialismus im Spiegel von Feldpostbriefen. Materialien zur Historischen Jugendforschung, Weinheim und München 2000.

- Clement, Alfred: Kleines Handbuch der Deutschen Feldpost 1937-1945, Graz 1952
- Die Post im Kriege. Beiträge zur Geschichte der Feldpost. Bearb. v. A. E. Glasewald. Gössnitz 1913
- Die Woche. Berlin, 15. Juli 1933. Stanhope: Reisegrüße an die Erfinder der Reisegrüße. (S. 814)
- Diewerge, Wolfgang (Hrsg.): Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjetunion, Berlin 1942
- Dollwet, J.: Menschen im Krieg, Bejahung - und Widerstand? Eindrücke und Auszüge aus der Sammlung von Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges im Landeshauptarchiv Koblenz, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 13, 1987
- Ebert, Jens: Zwischen Mythos und Wirklichkeit. Die Schlacht von Stalingrad in deutschsprachigen authentischen und literarischen Texten 2 Bde. Diss. Humboldt-Universität Berlin 1989
- Dörr, Margarethe: Durchkommen und überleben. Augsburg 1998 (Lizenzausgabe) und 2000
- Fischer, G.: Autobiografische Texte als historische Quelle, in: Ehalt, H. Ch. (Hrsg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien 1984
- Fröhlich, E.: Regimekritik in privaten und anonymen Briefen, in: Broszat, M. und E. Fröhlich (Hrsg.): Alltag und Widerstand - Bayern im Nationalsozialismus, München 1987
- Gericke, Bodo und Bruno Schmitt: Die deutsche Feldpost im Osten und der Luftfeldpostdienst Osten im Zweiten Weltkrieg, in: Archiv für deutsche Postgeschichte, Heft 1, Frankfurt/Main 1969
- Gericke, Bodo: Die Deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg. Archiv für Deutsche Postgeschichte im Verlag Gesellschaft für Deutsche Postgeschichte e.V., Heft 1, Frankfurt/Main 1971
- Götz, Irene, Klara Löffler und Birgit Speckle: Briefe als Medium der Alltagskommunikation - Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 89 (1993), H. 2, S. 165-183.
- Götz, Irene: "Vergiß nicht ... sei fleißig, Du weißt ... werde ein Mann!" Zur Instrumentalisierung von Erinnerungen in der brieflichen Alltagskommunikation, in: Bönnisch-Brednich, Brigitte, Wolf W. Brednich und Helge Gerndt (Hrsg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses, Göttingen 1989

- Güstrow, Dietrich: Tödlicher Alltag. Strafverteidiger im Dritten Reich, Berlin 1981
- Hinrichsen, Horst: Die deutsche Feldpost 1939-1945. Organisation und Ausrüstung, Wölfersheim-Berstadt 1998
- Hiob, Hanne und Gerd Koller (Hrsg.): "Wir verreisen ..." in die Vernichtung. Briefe 1937-1944, Berlin 1998
- Humburg, Martin und Peter Knoch: Sammlung Sterz in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, in: Der Archivar 44, 1991
- Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944, Wiesbaden 1998
- Humburg, Martin: Die Bedeutung der Feldpost für die Soldaten in Stalingrad, in: Wette, Wolfram und Gerd R. Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad - Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt 1992
- Humburg, Martin: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - Werkstattbericht zu einer Inhaltsanalyse. Zeitschrift für historische Sozialforschung, 1998
- Humburg, Martin: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - zur möglichen Bedeutung im aktuellen Meinungsstreit unter besonderer Berücksichtigung des Themas "Antisemitismus", in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 58, Heft 2, 1999
- Hüppauf, Bernd: "Langemarck, Verdun and the Myth of the New Man in Germany after the First World War" War and Society, Nr. 2, September 1988
- Jahn, Peter und Ulrike Schmiegelt: Foto-Feldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939 - 1945, Berlin 2000
- Kahn, Henry, F.: The Third Reich Concentration Camp and Ghetto Mail System under the Nazi Regime, New York 1966
- Kaluski-Jacobson, Nadia: "Ihr Lieben, allzu weit entfernten." Briefe von Louise Jacobson an ihre Familie 1942-1943, Hamburg 1998
- Kannapin, Norbert: Die Deutsche Feldpost 1939-1945. Organisation und Lokalisation der Feldpostämter und Feldpostdienststellen. 2. Auflage. Osnabrück 1987
- Kannapin, Norbert: Die Deutsche Feldpostübersicht, Bände I-III, Osnabrück 1980
- Kilian, Katrin: Die anderen zu Wort kommen lassen. Feldpostbriefe als historische Quelle aus den Jahren 1939 bis 1945. Eine Projektskizze. in Militärgeschichtliche Zeitschrift 60, Potsdam, 2001. S. 153-179
- Knoch, Peter (Hrsg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltages als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989

- Knoch, Peter: Das Bild des russischen Feindes, in: Wolfgang Wette / Gerd R. Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt/M 1992
- Knoch, Peter: Feldpost - eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 1986, S. 154-171
- Knoch, Peter: Gewalt wird zur Routine. Zwei Weltkriege in der Erfahrung einfacher Soldaten, in: GW 16 1988
- Knoch, Peter: Kriegserlebnis als biografische Krise, in: Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel (Hrsg.): Biographie - sozialgeschichtlich, Göttingen 1988
- Kohut, A. und J. Reulecke: "Leben wie eine Ratte, die der Bauer ertappt". Letzte Briefe aus Stalingrad, in: Förster, J. (Hrsg.): Stalingrad. Ereignis - Wirkung - Symbol, München 1992
- Körner, Erich: Die Deutsche Reichspost im nationalsozialistischen Aufbau, in: Schriften der Hochschule für Politik. Hrsg. von Meier-Benneckenstein, Paul: Der organisatorische Aufbau des Dritten Reiches, Heft 39, Berlin 1939
- Kühne, Thomas: Kameradschaft - "das beste im Leben des Mannes". Die deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: GG 22 1996
- Lamprecht, Gerald: Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quelle, Innsbruck 2001
- Latzel, Klaus: "Freie Bahn dem Tüchtigen!" Kriegserfahrungen und Perspektiven für die Nachkriegszeit in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Niedhart, D. und D. Riesenberger (Hrsg.): Lernen aus dem Krieg? München 1992
- Latzel, Klaus: Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen, in: Hannes Heer und Klaus Naumann (Hrsg.) Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, Hamburg 1995
- Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56, 1997
- Leinung, Hans Friedrich: Internationale Post. Ursprünge, Grundlagen, Gestaltungen, Umfelder, Entwicklungen, Maßnahmen, Ziele, Bonn 1998
- Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999
- Lotz, Wolfgang: Die Deutsche Reichspost 1933-1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte, 2 Bände, Berlin 1999

- Lüdke, A.: Soldatenbriefe - Heimatbriefe, in: Sozialwissenschaftliche Information, Heft 2/1990, S. 133ff.
- Manoschek, Walter (Hrsg.): "Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung" Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944, Hamburg 1995
- Marßolek, Ulrike: Liebe und Politik im Ersten Weltkrieg. Der Briefwechsel Helene und Wilhelm Kaisen, in: Grüttner, M. u. a. (Hrsg.): Geschichte und Emanzipation (Festschrift für R. Rürup), Frankfurt/M. 1999, S. 137 - 162
- May, Otto: Deutsch sein heißt treu sein. Ansichtskarten als Spiegel von Mentalität und Untertanenerziehung in der Wilhelminischen Ära (1888-1918), Band 1: Untersuchungen zu Kultur und Bildung. Hrsg. von Cloer, Ernst et al., Hildesheim 1998
- Michel Handbuchkatalog Deutsche Feldpost 1937-1945. Arbeitskreis Feldpost-Katalog in der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Feldpost 1939-1945 e.V. 1991
- Nováček, Jiri: Geschichte der Post, Hanau/Main 1989
- Sack, Helene: Warten auf Bruno, Neubrandenburg 2000
- Oberleitner, Gerhard: Geschichte der Deutschen Feldpost 1937-1945, Innsbruck 1993
- Ott, Carsten Alexander: Saarländischer Feldpostbrief und Deutscher Wehrmachtsbericht. Eine linguistische Beschreibung zweier historischer Textsorten, Frankfurt/Main 2001
- Papadopoulos-Killius, Rosemarie: Die Verarbeitung von Todesahnungen. In: Wette, Wolfram und Gerd R. Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad - Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt 1992
- Reimann, Aribert: Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs, Essen 2000
- Sattler, Anne: Und was erfuhr des Soldaten Weib? Private und öffentliche Kommunikation im Kriegsalltag, Hamburg 1994
- Scherrieble, J.: "Der letzte Schliff". Deutsche Feldpostbriefe 1940-1944 und strukturelle Biographie, unveröffentlichtes Manuskript (Examensarbeit an der Universität Stuttgart, FB Geschichte) 1990
- Schikorsky, I.: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort, 42. Jg., Heft 2, 1992
- Schmitt, B. und B. Gericke: Die deutsche Feldpost im Osten und der Luftfeldpostdienst Osten im Zweiten Weltkrieg, in: Archiv für deutsche Postgeschichte, Heft 1, 1969

- Staar, Marcel: Das Postwesen in Luxemburg während der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg, Luxembourg 1983
- Stephan, Lydia: "Es werden noch viele Eltern ihre Kinder verlieren". Soldatenbriefe aus mehreren Jahrhunderten, Frankfurter Rundschau 15.11.86, S. ZB 5
- Sterz, Reinhold: Vom Aufbau einer Briefsammlung aus dem Zweiten Weltkrieg, in Knoch, Peter (Hrsg.): Kriegsalltag, Stuttgart 1989
- Stuhlmann, Friedrich: Die Deutsche Feldpost in Geschichte und Tätigkeit, Berlin, R. Glaassen Verlag 1939
- Tessin, Georg: Verbände und Truppen der Deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945. 16 Bände, Osnabrück 1979ff.
- Ueberschär, Gerd R.: Die Deutsche Reichspost 1933-1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte, Band 2, Berlin 1999
- Ueberschär, Gerd R.: Die Deutsche Reichspost im Zweiten Weltkrieg, in: Deutsche Postgeschichte. Essays und Bilder. Hrsg. v. Wolfgang Lotz, Berlin 1989
- Ulrich, Bernd: "Eine wahre Pest in der öffentlichen Meinung." Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, in: Gottfried Niedhard und Dieter Riesenberger (Hrsg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945, München 1992
- Ulrich, Bernd: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpost in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Band 8 der Reihe: Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte - Neue Folge, Hrsg.: Hirschfeld, Gerhard. 1. Aufl., Essen 1997
- Wachter, Clemens: "... Ich hatte mir die Stimmung im Heere anders gedacht ..." Feldpostbriefe Erlanger Studenten als literarische Zeugnisse des Ersten Weltkrieges und Instrument akademischen Gefallenengedenkens, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Band 61, Jahrgang 2001, S. 249-278
- Wette, Wolfram: Von Kellog bis Hitler (1928-1933). Die öffentliche Meinung zwischen Kriegsächtung und Kriegsverherrlichung, in: Friedensanalysen, 12: Der gerechte Krieg: Christentum, Islam, Marxismus, Redaktion: Reiner Steinweg, Frankfurt/Main 1980
- Ziemann, Benjamin: Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen, in: Beyrer, Klaus und Hans-Christian Täubrich (Hrsg.): Der Brief, Heidelberg 1997 (2)